DER STURM

HALBMONATSSCHRIFT FÜR KULTUR UND DIE KÜNSTE

Redaktion und Verlag	Herausgeber und Schriftleiter	Ausstellungsräume
Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a	HERWARTH WALDEN	Berlin W 9 / Potsdamer Straße 134 a

SECHSTER JAHRGANG 1915 — BERLIN ERSTES UND ZWEITES AUGUSTHEFT — NUMMER 9/10

Inhalt: **Herwarth Walden**: Aus der Zeit für die Zeiten: Aussicht auf Bode / Der glückliche Gedanke / Der Spiegel der Modernität / Die Kulturaufgabe der Literatur und ihre praktische Verwertung für die Städte Westpreussens / Der teure Courier / **Sophie van Leer**: Kinderland / **Dr. S. Friedlaender**: Geist und Krieg / **Adolf Knoblauch**: Grunewaldtage / **Besteher**: Gedichte / **Desider Kosztolanyi**: Das Rasiermesser / **Wachlmeier**: Holzschnitt / Vom Stock gedruckt / Linoleumschnitt / **Jacoba van Heemskerck**: Holzschnitt / Vom Stock gedruckt

Wachlmeier: Holzschnitt

Aus der Zeit für die Zeiten

Aussicht auf Bode

Der Burgfrieden wird von den vereinigten Zwangskünstlerinnungen so aufgefaßt, daß sie in ihren verfallenen Burgen sehr romantisch und feierlich sitzen und auf die paar einzelnen Künstler dieser Erde mit dem Kinderflitzbogen schießen dürfen. Die Waffe ist ungefährlich aber lästig. Umsomehr, als die paar einzelnen Künstler gar nicht in die Burg hineinwollen, sondern nur mit mildem Lächeln vorüberschreiten. Das milde Lächeln fällt über die Götzendämmerung, und mit ihm verfällt das Gemäuer, das im letzten Sonnenstrahl für matte Augen noch romantisch schimmerte. Ich lege meine Hand den alten Knaben auf die Künstlerlocken. Sie fühlen sich geschlagen wo sie schon geschlagen sind. Sie träumen von der Kunst, in der ich wache. Und träumend zielen sie, da sie schon getroffen sind. Sie kämpfen für die Kunst, die wir Künstler ihnen gaben. Unser Vorbild lieh ihnen Bilder. Und ihre Werke folgen ihnen nach.

Wilhelm von Bode „hat das Wort ergriffen", weil ihn noch nie ein Wort ergriffen hat. Er hat das Wort ergriffen „um die Hoffnungen und Aussichten für die deutsche Kunst nach dem Kriege zu besprechen". Die Aussichten werden nun schon seit Jahrzehnten in zahllosen Bildern besprochen, und die Hoffnungen sind nicht abergläubisch genug, um sich besprechen zu lassen. Namentlich nicht von Einem, der das Wort nicht führen kann. „Er knüpft hierbei an die letzte Ausstellung der Berliner Akademie an, und weist darauf hin, daß der Senat der Akademie bei dieser Gelegenheit den Burgfrieden in der Kunst verwirklicht habe, indem er zur Beschickung der Ausstellung auch die Mitglieder der Sezession aufforderte." So meldet die Presse. Die Sezession, das arme Volk, fühlte sich zu einsam auf jener Höhe, die sie einst erklettern wollte und zieht reuig in die Burg wieder ein, wo die Heimchen den Frieden bezirpen. Die edlen Greise der Akademie drücken sie an die bewährte Vaterbrust und die Kunst geht dieses rührende Familienidyll eigentlich gar nichts an. Aber für Wilhelm von Bode, dem sonst nichts natürlich genug ist, ist dieses Natürlichste von Natur ein Zeichen der Zeit. Vielleicht man kann es nicht genau noch wissen: „Ist das ein Zeichen des Friedens, der im Kampf der Künstlerparteien eingetreten ist? Oder ist das nur der Burgfrieden, der hier zum Ausdruck kommt, und wird der Kampf nach dem Frieden in diesem Weltkampf von neuem beginnen? Nach anderen Ausstellungen, wie sie gleichzeitig in München wie hier in Berlin und sonst von den Kunsthändlern und Sezessionen veranstaltet werden, sieht es allerdings noch nicht nach einem dauernden Frieden innerhalb der deutschen Künstlerschaft aus; ja, manche Zeichen deuten auf Sturm." Die deuten nicht nur, Herr Direktor, der Sturm ist bereits da. Sie sitzen nur so eingeschlossen in Ihrem Kunstmuseum, daß Sie den Sturm nicht sehen, der Ihnen vor den Fenstern heult. Durch Schließen der Fenster ist er allerdings nicht abgewendet und manche Gläser werden noch springen, die jetzt den Kunstkennern vor den Augen sitzen. Durch einen Weltkrieg wird die Kunst noch nicht gemordet. Die Kunst hat schon manchen Weltkrieg überstanden. Und manchen Direktor, der sie leiten wollte. „Ich fürchte, daß das große Publikum in der allgemeinen Annahme, der Krieg habe gründlich aufgeräumt mit den dekadenten Andeutungen der modernsten Kunst, eine große Enttäuschung erleben wird. Wir werden uns also auf einen neuen Kampf vorbereiten müssen, der nicht bloß durch stille Verachtung dieser neuen Kunst erledigt werden kann." Stille Verachtung war stets ein fragwürdiges Kampfmittel. Im Kampf gegen Windmühlenflügel ist es reichlich gut genug. Da kommt dieser tapfere Ritter daher, hält einen Sonnenaufgang für Untergang, hält die Kunst für eine Täuschung, während die Täuschung ihm keine Enttäuschung bereitet, und will dem Publikum eine Enttäuschung einreden, das lebhaft dabei ist, einen guten Tausch zu machen. Herr Bode hat nun etwas Besonderes getan, er hat die erwähnte Akademieausstellung studiert. Offenen Auges und mit gesunden Sinnen studiert. Diese Ausstellung enthielt bekanntlich zahllose ölhaltige Bilder und wie sich das so für eine nette richtige Ausstellung gehört: eine Zuschuß Plastik. Nach reiflichem Studium dieser Oelausstellung ist „Bode zu der Ueberzeugung gebracht, daß die gesündesten und hoffnungsvollsten Elemente des deutschen Kunstschaffens augenblicklich in der Bildhauerkunst zu finden seien." Die bisherigen allerersten Oelkräfte haben trotz gefälliger Mitwirkung der Sezession selbst einem Museumsdirektor so wenig gefallen, daß er sich auf die paar Plastiken stürzen mußte. „Besonders in den größeren Arbeiten [sie fallen naturgemäß mehr in die Augen] findet er große Gedanken treffend und würdevoll verkörpert." Ein großer Gedanke muß immer in einer größeren Arbeit stecken. Wo soll der sonst Platz finden? So eine große gesunde Arbeit hat außerdem auch Raum für Würde. Ein verkörperter Gedanke wird durch entsprechende Zutaten auch recht klar, insbesondere, da man nicht sein Handwerk, sondern das Handwerk der Anderen zu kennen braucht. Wer diese Kenntnis auf anderen Gebieten menschlicher Lebensbetätigung nicht hat, wird die Damen beim besten Willen nicht unterscheiden können. Herr Bode soll mir einmal die „Industrie" von der „Landwirtschaft" unterscheiden. Wenn er nicht griechisch gelernt hätte, müßte er totsicher bei der „Tragödie" lachen, und die „Komödie" für einen schlechten Witz halten. Wenn die „Gerechtigkeit" einmal gelegentlich ihre Binde ablegt, sieht sie der „Trauer" zum Verwechseln ähnlich. Und der „Tod" und der „Friede" wedeln sogar mit dem gemeinsamen Palmenstengel. Aber große Gedanken sind sie alle. Und verkörpert sind sie auch so gründlich, daß nur ein Blinder sie erkennen kann. Herr Bode weiß sogar, wie man Gedanken verkörpert, wie es gemacht wird: „Sie sind entstanden auf Grund sorgfältiger Naturstudien, aber durch Vermeidung des Zufälligen, Impressionistischen, sind sie aus einer nüchternen Aktfigur zu allgemeinerer Schönheit in typischer der Idee angepaßter Form durchgebildet. Hier ist also etwas erreicht, was die neue Kunst sich zum Ziel setzt, aber auf kürzeren, revolutionären Wegen zu erreichen sucht." Also ist es doch eine n e u e Kunst, die Herr Bode sucht, und die der Herr Engelmann und der Herr Schmarje schon erreicht haben, wenigstens in der Plastik. Man weiß, daß die Bestätigung des Herrn von Bode Gold wert ist. Wer einen Lionardo erkennt, wird auch einem Schmarje zu seinem Recht verhelfen können. Herr Engelmann war hingegen schon längstens bestens bekannt. Nur die Bestätigung der neuen Kunst wird ihm seine alten Käufer abschrekken. Es gibt nichts Neues, was dem Alten nicht dekadent erschien. Das Alte greift immer zum Ersatzmittel. Für die Liebe die Liebelei. Für die Kunst die Künstelei. Das sind so natürliche Tatsachen, daß es stets Sache der Tat war, die Tat am Sächlichen zu beweisen. Man fühlt aus jedem Wort des Herrn von Bode, daß er weiß und daß er zu zittern beginnt. Schmarje und Engelmann sind die Krücken seines Alters, an denen er sich zu beweisen sucht, was ihm, dem Historiker, die Historie beweist. Glaubt Herr von Bode wirklich, daß es je einen großen oder kleinen oder keinen Künstler gegeben hat, der nicht nach seiner Ansicht aus einer nüchternen Aktfigur eine allgemeinere Schönheit in typischer der Idee angepaßter Form durchzubilden geglaubt hat? Impressionismus ist ihm Zufall. Wo es doch gar nichts Natürlicheres mehr gibt als den Impressionismus. Oder ist Herrn von Bode vielleicht auch die Natur nicht natürlich genug, sodaß also ihre Zufälligkeiten zu vermeiden seien. Oder ist etwa die nüchterne Aktfigur die wahre Natur, die erst zur Höhe der Kunstanschauung der neuen Kunst des Herrn von Bode heraufgebildet werden soll oder muß. Oder glaubt Herr von Bode wirklich, daß die Impressionisten die Form nicht ihrer Idee angepaßt haben, genau so sehr wie es der Herr Engelmann bei seinen Gipsfiguren tat. Die Idee dürfte also wohl bei allen diesen verschiedenen Herren nicht ganz gestimmt haben. Denn das Denken ist unter Umständen auch eine Kunst. Nur kann man das Denken nicht in Kunst verkörpern. Gibt es für die Malerei eine bessere der Idee angepaßte Form als die Idee des B i l d e s. Diese Idee sitzt der Form wie angegossen. Diese Idee braucht der Form nicht einmal angepaßt zu werden, denn diese Idee i s t die Form. Wer sich zu gut dazu ist, um einfach ein Bild zu malen, soll lieber Denker oder Museumsdirektor werden. Dann kann er sich über Bilder Gedanken machen. Er soll aber nicht glauben, daß seine Gedanken, die großen Gedanken, die ganz großen Gedanken, würdevoll in Bilder hineingemalt werden. So ein kleines Bild, wenn es Bild ist, schmeißt die größten Denker um. Denn sie konnten ja erst denken, als ihnen das Bild gegeben wurde. „Um wieder zu einer echten stilvollen Kunst zu gelangen, werden sich die deutschen Künstler auf der Linie der Zeichnung sammeln müssen, nicht im Kubismus, der keine Zeichenkunst, sondern ein mathematisches Scharadenspiel ist, sondern in strenger Zeichnung, auf treuer Naturbeobachtung." Eine Sammlungspolitik auf der Linie der Zeichnung ist insofern etwas schwierig, als die Linie die Zeichnung ist. Sie h ö r e n es jetzt vielleicht, Herr von Bode, da Sie es schon nicht s e h e n, daß das Wort sich nicht so leicht ergreifen läßt. Aber wir sind sonst vollkommen einig, was die Linie anbetrifft. Nur gehen Ihre Linien auseinander auf Grund der Zufälligkeiten der treuen Naturbeobachtung, während meine Linien sich im Bilde treffen. Ihre Linien, Herr von Bode, gehen immer über den Rand der gegebenen Fläche hinaus. In den Himmel, meinen Sie, während diese armen Linien nur unter den Zeichentisch gefallen sind. Sie beobachten angestrengt die Natur, statt des Blatts Papier, auf dem Sie zeichnen. Kein Wunder also, daß die Linien schief und krumm durcheinander gehen, während Ihrem so überaus geistigen Auge sich ein Baum bildet, dessen Zweige zwar sehr viele Stiele haben, im übrigen aber alles anders ist als der Stil, den Sie auf der Linie der Zeichnung sammeln wollen, während Sie sich gespannt in den Adern der Blätter verlieren. Und zwar so gründlich, daß Sie bei den ergreifenden Worten „Linie der Zeichnung" nicht einmal eine Linie, geschweige denn eine Zeichnung gesehen haben. So einfach ist die Sache mit dem Kubismus denn doch nicht, Herr Direktor, trotzdem die Sache eigentlich so einfach ist. Aber am Grabe der Anderen gebe ich die Hoffnung noch nicht auf. Man muß diese tiefen Worte so sorgfältig mit feinen silbernen Reißnägeln auf die Linie der Zeichnung heften, bis die Herren Denker vielleicht einmal auf das Papier gütigst ihre Augen senken, die am Harz des Baumes der Natur festgeklebt sind.

Der glückliche Gedanke

„Selbst die Verirrungen der neuesten Kunst beweisen, daß ein Losringen aus den Banden des verkommenen Impressionismus zu stilvollerer

Kunst ein Bedürfnis ist". Herr Direktor Bode, der den Impressionismus nie begriff, weil er ihn nicht fassen konnte, findet ihn jetzt verkommen. Trotzdem scheint er noch recht kräftig zu sein, da Herrn Bode das Losringen aus den Banden des verkommenen Subjektes objektiv so schwer fällt, daß er den gewünschten Befreier für eine Verirrung hält. Natürlich irrt der Mensch, aber Herr Bode ist unfehlbar und eine stilvollere Kunst ist ihm Bedürfnis. Vom Teufel befreite ihn ein Engelmann. Glückliche impressionistische Momente kamen den himmlischen Heerscharen zu Hilfe: „Bei den jüngst abgeschlossenen Erneuerungen des Weimarer Goethehauses hatte es sich hauptsächlich darum gehandelt, in die Eingangshalle mehr Stimmung zu bringen." Goethe hatte es in seinem Haus offenbar nicht stimmungsvoll genug gehabt, wenigstens nicht für die Ansprüche von gewissenhaften Kunstkennern. Das Fehlen der Stimmung verursachte logisch das Vorhandensein einer Idee. Auf deutsch: eines Gedankens: „Dabei war man auf den glücklichen Gedanken gekommen, es sollte das Auge des Eintretenden durch die in die rückwärtigen Räume führende Flügeltüre direkt auf ein plastisches Bildnis des Meisters selbst fallen". Manche Leute haben direkt ein Glück, auf glückliche Gedanken zu kommen. Wenn auch dadurch dem Meister der Eintritt durch die in die rückwärtigen Räume führende Flügeltüre mit seinem eigenen plastischen Bild verstellt wird. Aber der Meister braucht wiederum glücklicherweise nie mehr die rückwärtigen Räume, wenn andere Leute vorwärtige Gedanken haben. Das Auge der Vorwärtigen fällt auf das plastische Bildnis und ist deshalb für den Meister nicht mehr zu haben. Nun war der glückliche Gedanke gekommen. „Nun war aber unter dem bereits vorhandenen Büsten- und Statuen-Schatz kein passendes Objekt zu finden, das dieses Platzes würdig gewesen wäre." Ich bin überzeugt, daß man nicht einmal eine Reise nach Berlin zu einer der zahlreichen Gipsfigurenhandlungen scheute, um ein passendes Objekt zu finden. Der Schiller war da, der Goethe aber ausverkauft. Die Nachfrage nach Goethe war nicht so groß wie nach Schiller, sodaß es sich offenbar nicht lohnte, ein reichhaltig assortiertes Objektlager ständig zu halten. Ein Engelmann kam den Leuten zu Hilfe. Er wurde „betraut mit der Aufgabe, zu diesem Zweck eine Goethebüste zu schaffen." Er schaffte das passende Objekt für die Flügeltüre zu den rückwärtigen Räumen sehr schnell, denn schon im nächsten der Betrauung folgenden Satz dieses Pressberichts steht es da. Fein. „In feinem Serravezza-Marmor gearbeitet zieht das vornehm erfaßte Steinporträt den Blick in das schummerige Licht der inneren Gemächer." Beide Flügel der Flügeltüre sind dem vornehmen Objekt geöffnet. Das Auge fällt auf das Steinporträt. Es ist so vornehm leicht, daß man es gar nicht sieht, sondern der Blick direkt auf das schummerige Licht der inneren Gemächer fällt. Vom schummerigen Licht rückwärts wendet sich der Blick auf das Steinporträt. Trotz der vornehmen Fassung ist der ganz gewöhnliche Goethe vom Steinporträtisten fein gewählt worden: „Engelmann stellt Goethe dar in der Kleidung, wie der Meister sie für gewöhnlich zu tragen pflegte." In Beziehung auf die rückwärtigen Räume hatte man dem Meister den Sonntagsrock nicht angezogen. Er war auf diese Weise sozusagen mehr bei sich, bis auf den Blick der Vorwärtigen. „Aus dem Antlitz, dessen ungewöhnliche Länge und Schmalheit übrigens auffällt, spricht als bestimmender Wesenszug nicht in erster Linie Willenskraft, wie etwa bei der bekannten Rauchschen Statue, sondern der große Dichter ladet uns hier, ganz Güte und Vertraulichkeit, mit einem verhaltenen Lächeln in die erhabene Stille seiner Wohnung." Die Vertraulichkeit ist etwas plump. Die erhabene Stille der Wohnung wird durch die herumgestreuten fallenden Augen nicht gerade stimmungsvoller. Die Einladung des großen Dichters kommt überhaupt etwas post festum. Leute einzuladen, wenn man selbst weggeht, ist soviel Güte, daß selbst das Steinporträt sich eines verhaltenen Lächelns nicht erwehren kann. Die bestimmenden Wesenszüge, die Nachschaffende ganz Güte bestimmen, kommen immer auf das falsche Gleis, die Willenskraft wird stets bei der letzten Haltestelle verlassen. Das Einzige, was übrigens auffällt, die ungewöhnliche Länge und Schmalheit, läßt sich bei dieser Behandlung recht gut verstehen. Ich halte sie für einen glücklichen Gedanken. Wenn aber diese ganze Steinmeisterei nicht Impressionismus sein sollte, weiß ich nicht, was Expressionismus ist.

Der Spiegel der Modernität

Nachdem die Wissenschaft mit ihren plumpen Füßen über alle menschliche Gebiete getrampelt ist, hat sie sich nunmehr auch ein „Lehrbuch des Lachens" geleistet. Der Verfasser führt den sonnigen Namen Adolf Schafheitlin und ist, wie der Züricher Verleger mitteilt, in literarischen Fachkreisen bekannt. Ich habe dieses Lehrbuch des Lachens natürlich nicht gelesen, denn ich weiß nicht nur, wie man lacht, sondern wie man lachen macht, daß die Andern zu heulen beginnen. Ich habe auch schon zu oft in die beschlagenen Spiegel der Modernität gesehen. Wenn ich an einer Ecke etwas vorsichtig wischte, stand immer ein literarischer Fachmann dahinter. Dieses neue Lehrbuch des Lachens ist nicht nur in seinem Untertitel „ein Spiegel der Modernität", es ist auch „eine Lebensprüfung". Die Prüfung nach diesem Lehrbuch ist sicher ein Durchfall für das ganze Leben. Wohl diesem Schafheitlin, daß er nach dreihundertvierundvierzig Seiten im Oktavformat mit zwei Porträts zum Preis von Fr. 7,50 (6 M.) gebunden in Lwd. 9 Fr. (M. 7,20) noch die Empfehlung seines Verlegers überlebt hat. Eine achtbare Leistung, denn der Verfasser ist, nein steht in seinem vierundsechzigsten Lebensjahre: „In diesen ernsten Kriegszeiten ein Lehrbuch des Lachens zu publizieren? — Welch ein kurioser Kauz! Er ist dies aber vielleicht doch nicht ganz, wenn man erfährt, daß der Verfasser dieser Lachkunst in seinem vierundsechzigsten Lebensjahre steht, ergo keine Zeit mehr hat zu warten. Bekannt ist der Verfasser (Konstanzer) außer in literarischen Fachkreisen, wohl kaum, ob er gleich seit einigen dreißig Jahren — (freilich der Heimat fern, in Italien lebend) — ernst und unverdrossen geschaffen und publiziert hat." Nach diesen ernsten dreißig Jahren, der Heimat freilich fern und in dem ausgezeichnet künstlerischen Italien lebend, mußte er ergo aus dem Lachen ein Lehrbuch machen. „Daß er trotz dieses eigentümlichen „Erfolges" nicht die gute Laune verloren, beweist das vorliegende Buch, das über die ganze Modernität Streiflichter wirft, aber noch mehr ist: ein Abschiedsgruß, ein Vermächtnis." Also das literarische wehmütige Lächeln. Zum Lachen hat es noch immer nicht gereicht, trotz dieses falsch dekliniertem, eigentümlichem Erfolge, durch den er zwar nicht die gute Laune verloren hat, aber durch den das Verloren das Hat verlor. Was wie immer außerordentlich dichterisch ist. „Die ernste Zeit hat auch darin ernstes Schaffen hinterlassen." Streiflichter sind nie ganz zuverlässig. „Aber trotzdem ist die Stimmung des Ganzen, wie es der Titel verlangt, heiter — und endet, wie es der Verfasser mit einem stillen Seelenwunsch für sein Leben hofft: s o n n i g." Und wenn die Sonne längst schon untergegangen ist, wird bei so starker Stimmung auf das in Lwd. gebundene Exemplar des Lehrbuchs des Lachens noch ein letzter Mondstrahl fallen, zurückgeworfen vom Spiegel der Modernität.

Eau de Köln

Ein Herr, der über den urdeutschen Namen Hermann Jaques verfügt, hat einen Roman „Der neue Werther" geschrieben, der in dem Deutschen Verlagshaus mit dem deutschen Beinamen „Vita" erschienen ist. Die Kölnische Zeitung verwechselt den alten Werther mit dem alten Wilhelm Tell und macht sich aus dem neuen Jaques einen neuen Kampfgenossen gegen das, was sie für Modernität hält. „Wie sich gezeigt hat, wucherte das Uebel solcher entgleister Geistesrichtungen nur in verhältnismäßig kleinen Kreisen der Großstadt, aber diese kleinen Kreise hatten doch einen gewaltigen Einfluß auf die schöngeistige Literatur nicht nur, sondern auch auf das Feuilleton und die Kunstkritik der Tagespresse. Es wäre schon vor Jahren sehr nötig gewesen, zu verhüten, daß solche von der allgemeinen deutschen Gesinnung losgelösten in der Großstadt herumirrenden Kulturzigeuner verhindert worden wären, eine geistig führende Rolle in Deutschland zu spielen." Die Kölnische Zeitung beweist täglich, was sie unter entgleisten Geistesrichtungen und Kulturzigeunern versteht. Nämlich die Künstler. Der Einfluß der Künstler wird sich nicht dämmen lassen, noch sich auf die Redaktion der Kölnischen Zeitung ergießen. Die allgemeine deutsche Gesinnung ist jedenfalls nicht im Verlag der Kölnischen Zeitung erschienen. Und daß die Kölnische Zeitung Köln für keine Großstadt hält, beweist sie täglich selbst durch ihre Presse. Die deutsche Gesinnung wird aber nicht dadurch bewiesen, daß man Namenlose namenlos angreift und sich hinter dem neuen Jaques versteckt, sondern daß man endlich einmal Farbe bekennt, vor der sich die Kölnische Zeitung allerdings ganz besonders ängstigt. Jede Stadt hat die Presse, die verdient. Die Kölnische Zeitung hat noch nicht das Alter des Kölner Doms und das Kölnische Wasser hieß vor dem Kriege Eau de Cologne. Aber selbst dieses Eau de Cologne ist nicht von Dumont Schauberg, dem Verleger der Kölnischen Zeitung, herausgebracht. Und der einzige Helfer, der mit Namen genannt wird, ist außer Herrn Jaques der Maler Momme Nissen, der etwas faul im Staate Dänemark ist. Lassen wir, meine Herren Kölner von der Zeitung, das Deutsche also lieber etwas aus dem Munde und bringen wir lieber dafür die entsprechende Gesinnung herauf. Das Deutsche ist wirklich zu gut dazu, um künstlerische Ahnungslosigkeit darunter zu verstecken. Der Einfluß der Künstler, der deutschen Künstler, läßt sich nicht vermeiden. Aber Ihr Feuilleton, sehr geehrte Redaktion, soll Ihnen ungereinigt bleiben.

Die Kulturaufgabe der Literatur und ihre praktische Verwertung für die Städte Westpreußens

Herr Brausewetter-Danzig, der nunmehr durch mich zu einem achtbaren Namen gekommen ist, der Kämpfer Matthäi, hat eine Rede auf dem zweiundzwanzigsten westpreußischen Städtetag gehalten. Er führte aus: „Nur wo die Kunst von e t h i s c h religiöser Inbrunst und von schöpferischem K u l t u r geist erfüllt ist, hat sie Ewigkeitswerte." Das stimmt bis auf die ethische Kultur. „Die unmittelbarste und stärkste unter den Künsten aber ist die Dichtkunst". Sie ist zwar die mittelbarste, aber um die zwei Buchstaben wollen wir uns nicht streiten. „Den Inbegriff der Dichtkunst, ihre Entwicklung und ihre Werte, wie die Summe ihrer Schöpfung gibt uns die Literatur." Gewiß, die Literatur gibt uns Alles, nur nicht die Dichtkunst. Nach diesen ausgeführten Sätzen, mit denen er sich und den westpreußischen Städtetag sehr anführte, „warf der Redner zwei Fragen auf. „Ist die schöne Literatur ein Kulturfaktor? Wenn

nicht, wie kann sie es werden?“ Wenn ich diese beiden Fragen vor der Antwort auffange, so würde ich sagen, daß A: die schöne Literatur mehr ein Kulturprodukt als ein Faktor ist und B: sie es trotz aller Rechenkünste nie werden kann. Hingegen ist Herr Brausewetter anderer Meinung, was ja aber nichts macht, denn mit der Meinung ist noch nichts getan: „Wenn die Literatur heute die ihr gebührende Stellung nicht hat, dann liegt es an zweierlei Umständen: an dem schlechten Geschmack des Publikums, der die Verleger zwingt, lüsterne und pikante Ware auf den Markt zu bringen, der den Kolportageroman, die Operette und das Kino hätschelt und an dem wässerig-sentimentalen Ton, auf den die sogenannten Familienblätter heute gestimmt sind. Für Beides führte der Redner Beispiele aus seiner Erfahrung an.“ Das muß eine schöne Literatur sein, aus der der Herr Redner seine Erfahrungen sammelt. Also nicht die Literatur ist zur Abwechslung einmal schuld, sondern das Publikum und die Familienblätter. Da habe ich nun bei meinem eifrigen Studium der Tagespresse die Erfahrung gewonnen, daß die Kunst, insbesondere die neue Kunst, schuld an dem falschen Rechenexempel sei. Herr Brausewetter selbst hat es mir von Danzig aus zugeschrieen, über die Lande. Nun habe ich umsonst gelesen, während der Verleger lüsterne und pikante Ware gegen bar auf den Markt brachte, die Kinder alle, die er hätschelte, den Kolportageroman, die Operette und das Kino. Nun habe ich umsonst bei den sogenannten Familienblättern Erholung von meiner Dekadenz gesucht, während die Kadenz auf einen wässerig-sentimentalen Ton gestimmt war, wie mir ein Brausewetter versichert. „So ist es so weit gekommen, daß wir einmal heute in einer hysterischen Renaissance leben, daß es zum Andern für die Dichter unserer Tage nichts mehr zu lösen gibt als das alte Rätsel, wie Hans die Grete fand.“ So weit gehe ich mit Herrn Brausewetter nicht mit. In der Renaissance leben wir zweifellos, aber die Hysterie der Renaissance ist von Pappe und wenn das alte Rätsel gelöst sein wird, wie Hans die Grete fand, wird der Herr Brausewetter der Zukunft nicht nur vergeblich die schöne Literatur suchen, er wird überhaupt nicht einen einzigen Dichter finden, an deren Stelle nunmehr ja die Kulturfaktoren treten sollen. „Um aus der Niederung wieder Höhenluft und Höhenperspektive zu gewinnen, tut uns eine Literatur not, die nicht ihre Seele prostituiert, indem sie dem nervösen Rhythmus des modernen Erwerbs- und Vergnügungslebens sklavische Konzessionen macht, die sich andererseits nicht vom Leben in vornehmer Erhabenheit isoliert, diesem vielmehr läuternde Kräfte mitteilt.“ Die Perspektive ist verzeichnet. Denn nicht die Literatur macht ja, wie ich eben höre, die sklavische Konzession, sondern das Publikum hat seinen Spaß an der Prostitution. Da wird die läuternde Seele nicht mit dem großen Reinwaschen fertig werden. Die Literatur ist nämlich schon ganz rein gewaschen, aber man kann nicht von ihr verlangen, daß sie sich noch mit dem Abwaschen anderer Leute abgibt. Sie wird wohl so lange in ihrer vornehmen Erhabenheit bleiben, bis die Andern selbst so gut sind, sich zu säubern. Man kann doch nicht von der reinen Wäsche fordern, daß sie die Waschfrau reinigt. Andererseits ist es vielmehr richtig. Aber die Waschfrau mit schmutzigen Händen ist für ihren Beruf nicht geeignet. „Wir machen uns“, sagt Herr Brausewetter: „die Literatur zu eigen durch Verständnis für das Echte und Wahre, das sie uns bringt, durch Prägung ihres Geistes in unserem Denken und Handeln.“ Nun handelt es sich nur noch darum, die Literatur zu finden. „Das beste Mittel einer solchen Uebereignung ist der lebendige von tiefem Verständnis und warmer Liebe auch von der Fähigkeit, den Dichter selber reden zu lassen erfüllte Vortrag.“ Also der Herr Brausewetter ist auch Dichter. Der von der Fähigkeit, den Dichter selber reden zu lassen, erfüllte Vortrag des Dichters Brausewetter ersetzt Bände schöner Literatur. Und was so ein erfüllter Vortrag Alles kann, wenn er gut gepflegt wird. Er ersetzt nicht nur ganze Bände schöner Literatur, nein, auch Haufen von Theatern. Dies besonders in Westpreußen: „Soll die Literatur ihre kulturelle Kraft für die Städte Westpreußens erweisen, so gilt es hier, besonders in den Städten, die gar kein, oder, was viel schlimmer ist, ein auf niedrigem künstlerischem Niveau stehendes Theater besitzen, solche Vorträge zu pflegen.“ Ein Brausewetter geht über ganz Westpreußen nieder, daß die Theater auf ihrem niedrigen Niveau erzittern. Ganz Westpreußen machte unmittelbar darauf einen wohlgepflegten Eindruck: „Der Redner teilte aus seiner Erfahrung mit, eine wie reiche Zuhörerzahl solche Vorträge über Goethe, Shakespeare, Ibsen und andere große Dichter stets in den Städten gefunden.“ War das nun schlechter Geschmack des Publikums oder hatte diese schöne Literatur keinen Verleger gefunden, oder wenn nicht, wie kann es noch D: in Westpreußen werden? „Er trat warm dafür ein, daß solche Vorträge von den maßgebenden Kreisen der Städte selber in die Hand genommen werden sollten.“ Bei einem so wohlgepflegten Vortrag werden sich die Kreise nicht scheuen, sich vielmehr vor lauter Maßgeblichkeit um sich selber drehen. „So kann die Literatur ihre Aufgabe erfüllen, sauerteigartig in das Leben und Arbeiten des Tages einzutreten“. Ohne Brotkarte. Der Tag wird sich ganz künstlerisch vorkommen und die Literatur hat ihre Aufgabe erfüllt, A: ein schöner Kulturfaktor zu sein, B: das Brot des Lebens zu geben, C: das trockne Brot durch die Fähigkeit, den Dichter selber reden zu lassen, erfüllt zu machen und D: wenn sie nun noch kein Kulturfaktor ist, den letzten Platz zu bekommen, weil sie ihre Aufgabe bei einem so guten Lehrer nicht zu lösen imstande gewesen ist.

Herwarth Walden

Der teure Courier

„Der Sturm, eine Zeitschrift, die bei allen Normalempfindenden stürmisches Kopfschütteln erregen muß, ist bisher von den Stürmen dieser großen Zeit noch nicht fortgeweht.“ So windig drückt sich der normalempfindende „Hannoversche Courier“ aus, ohne sich darüber zu wundern, daß die große Zeit sein Cou noch nicht zu einem Ku umgewandelt hat, da er doch schon wie eine Kuh vor dem neuen Tor steht. „Sie dient nach wie vor der Kultur und den Künsten und kann wirklich die Deutschen in den üblen Ruf bringen, Barbaren zu sein.“ Der „Hannoversche Courier“ läuft an der Kultur und den Künsten vorbei, und kann wirklich üble Kunstbarbaren in den Ruf bringen, Deutsche zu sein. „Bisweilen dient sie aber auch dem Humor, dem unfreiwilligen. So bringt die neueste Nummer Gedichte von August Stramm; ein paar Proben werden sicherlich unseren Lesern Vergnügen machen.“ Wenn der „Hannoversche Courier“ seinen Lesern ein Vergnügen machen will, darf er weder die Mühe seines freiwilligen Humors, aber noch weniger die Kosten des Nachdruckshonorars scheuen. Nicht immer kommen den sehr geehrten Redaktionen billige Witze teuer zu stehen. Herr Hauptmann August Stramm, Ritter des Eisernen Kreuzes, wird die unfreiwillige Flasche Sekt des „Hannoverschen Couriers“ mit freiwilligem Humor im Felde trinken.

Herwarth Walden

Kinderland

Sophie van Leer

Die Gespielin

Mädie, komm
und spiel mit mir

Mädie, hör
die Postkutsche ist da
dein Papa ist angekommen

Mädie, du mußt Unkraut jäten
auf deinem Beete wächst es hoch
Und ich muß Fallen stellen
die Spatzen stehlen die Kirschen von deinem Baum

An der Leiter bei der Scheune
Fehlen viele Sprossen
Der Gärtner muß neue zimmern

Der Haken an der Schaukel
muß geölt werden

Und die Angeln an der Gartentüre
brauchen neue Schrauben

Und der Brunnen muß gesäubert werden
er ist ausgetrocknet
und Sand und Steine darin

Unsere Spieluhr hat ihren Schlüssel verloren
und die feinen Zähnchen
die beim Drehen der Walze
auf und niederwippten
blinken nicht mehr
Das bunte Bildchen
auf den Deckel
ist verwaschen

Mädie, dein Puppenhaus ist leer
und die Fensterchen zerbrochen

Auf dem Sandhaufen
dunkle dünne Holzformen
Willst du nicht Kuchen backen?

Mädie, komm
die Mutter ruft
Die Uhr schlug sieben
Du mußt schlafen gehen

Oben auf dem Bettchen
liegt dein hübsches, weißes Kleid
das sollst du morgen anziehen
morgen ist es Sonntag

Knabe

Ich schleiche über den Fahrdamm
und sehe mich scheu um

In der Schule habe ich meine Bank
ganz hinten an der Wand

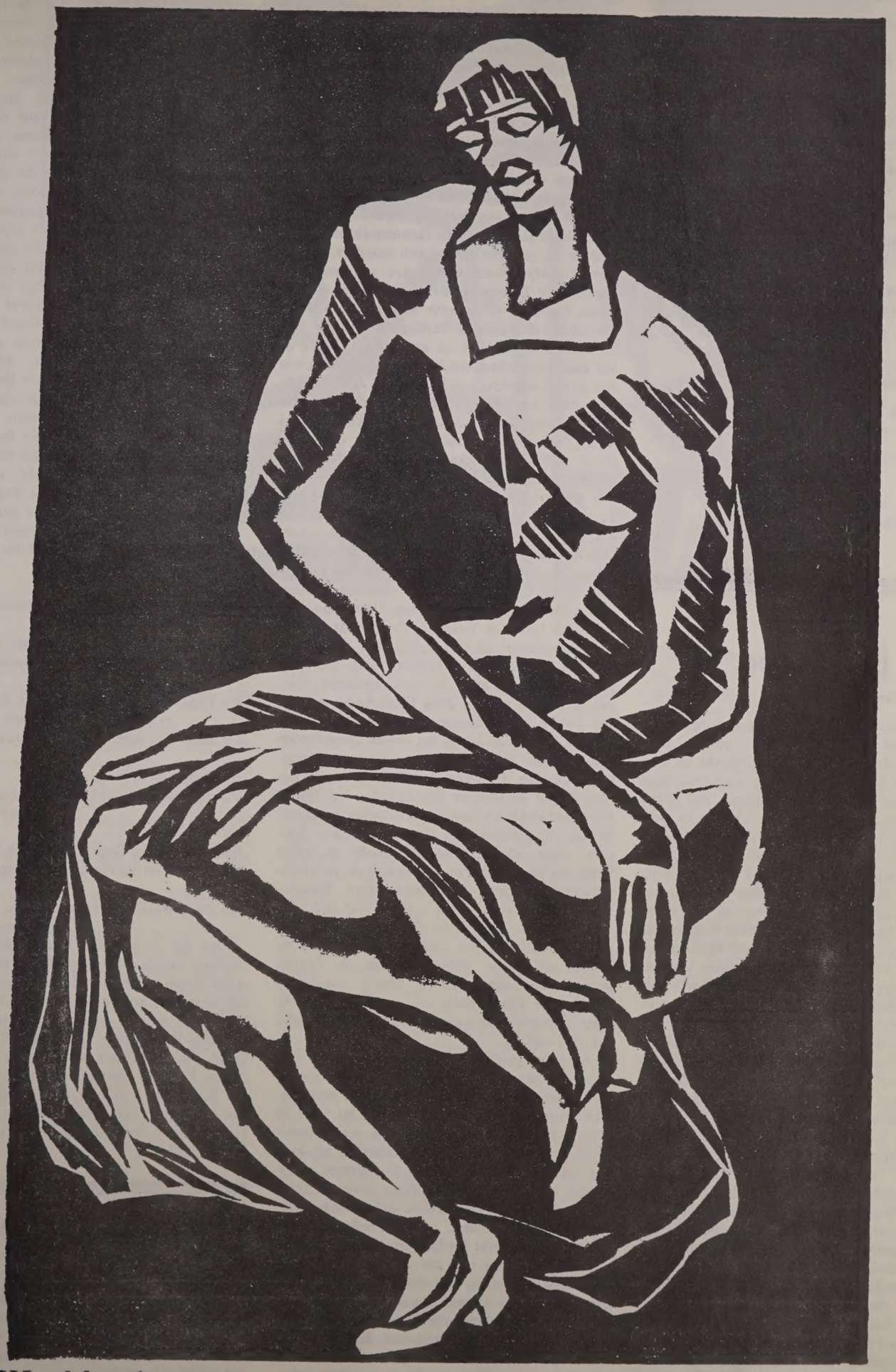
in meiner Tasche trage ich einen kleinen Spiegel
den ziehe ich oft hervor

Draußen streiche ich
krampfig
die dunkeln Ränder
darüber meine Augen glasen

ich meide die Freunde
und geh allein nach Hause

Niemand sieht mich
wenn ich abends
vorm Schlafengehen
die Kissen und Decken
weit von mir werfe

Niemand hilft mir
wenn ich lange nach Mitternacht
meinen einsamen Knabenkörper
auf die harte Diele bette



Wachlmeier: Linoleumschnitt

Niemand sieht die wirren Träume
meiner Schlaflosigkeit

Aber Niemand weiß die Qual
die ich leide
wenn meine Mutter zu mir spricht

Mädchen

Meine Liebe ist eine Kapsel aus Sonne
Um dich, Madonna mit den Mandelaugen

Die matten Lider
wölben über deine Augen

Silbern träumt dein Mund

Um deine milden Glieder
ranken weiße Rosen

Glutend ragen Sonnenstrahlen
um die blassen Schultern

Deine Hände falten

Schmal ist der Saum
deiner Silberfüße

Warm zittern Rosen
in deiner Hand

Kühl strahlt dein Himmel
im Mittag

Meine Liebe ist eine Kapsel aus Sonne
um Dich, Madonne

Geist und Krieg

Dr. S. Friedländer

Welche relativen Ursachen man auch immer als Bewirkerinnen des „Weltkrieges" ansehe, oder welche einzelnen Personen man vielleicht als dessen Anstifter feststellen möge, so wird man doch am besten tun, sich darauf zu besinnen, daß ersten und letzten Endes die eigentliche Ursache in Dem zu suchen ist, was man zum Unterschiede von allem Aeußerlichen, Vereinzelten, Relativen wesentlich als Geist, Innerlichkeit, Seele, Herz, Gemüt, selbstschöpferisch zu nennen pflegt. Ohne diese (besonders in der deutschen Philosophie so bedeutsam getroffenen) Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt, Innen und Außen, Wesen und Erscheinung, Absolut und Relativ steht man besonders vor dieser kriegerischen Menschenkatastrophe wie vor einem eigentlich unlösbaren Rätsel, man begreift ihren Sinn und Zweck nicht gründlich und gibt sich mit irgend einer relativen Aufklärung zufrieden. Der Theolog hat gewiß Recht, auf Gott hinzuweisen, aber Gott ist bekanntlich nach Nietzsche für alle Diejenigen, deren Frömmigkeit nicht blind glauben kann, eine faustgrobe Antwort.

Hingegen gibt es ein sehr wunderbares Mittel zur Selbsterkenntnis, dessen Benutzung uns in unserem sonst verkannten und trotz aller Eitelkeit ungeheuer unterschätzten eignen Inneren nicht nur eine bloße Macht, sondern sogar die Allmacht des „Herzens" kennen lehrt. Alles bloß Aeußerliche, die gesamte Außenwelt wird vom Unterschiede beherrscht, also ist das noch nicht unser Inneres, was wir irgendwie unterscheiden können, wie z. B. Zorn, Neid, Sanftmut, Wollust, Geiz, Vernunft, Stumpfsinn, Langeweile, Neugier und dgl. Dieses unterschiedlich gebrochne Selbst ist noch garnicht unser echtes Selbst, und das Mittel zur Herstellung unsrer vollen Selbsteigenheit würde doch darin bestehen, daß man der geteilten eignen Seele die volle, ungeteilte voranwalten lassen könnte, die sich ihrer Teile nur als ihrer organisch geordneten Glieder bemächtigte. Bei diesem Versuche aber erst würde man schon in der Ahnung die ungeheuer absolute eigne Allmacht der Vollgewalt des sonst so kümmerlichen und selbst im besten menschlichen Falle noch so human verlarvten echten Selbstes zu spüren bekommen und schon von fern gewahr werden, daß es die sich zur Offenbarung drängende Vollmacht des absolut individualen Subjektes ist, welche diese stürmisch aufregenden Differenzen des Menschenwesens eigentlich verursacht. Wie Menschen gewöhnlich sind, begnügen sie sich mit einem Fragment, einem Planeten oder Trabanten der Seelen-Sonne, die ihnen längst durch die liebe Gewohnheit banalisiert worden ist, und von der sie sich instinktiv, um bei ihrer Gottähnlichkeit nicht bange zu werden, in angemeßner Entfernung halten. „Sonne, du klagende Flamme!" — So sehr wird nichts in dieser Menschenwelt verhehlt, verleugnet, auf das Niederträchtigste beleidigt, ja am liebsten, wenn es nur ginge, vernichtet, wie der Geist des Ganzen, wie das ganze, ungebrochne Selbst von den Teilselbsten. Aber das wird nie etwas helfen! Denn wie mächtig auch der Unterschied, also verschiedene Völker und deren verschiedene Führer oder Verführer zu herrschen scheinen; wie selbständig, bis zur fast gelingenden Ausmerzung jeder Möglichkeit von ganzer Allgemeinheit und Ordnung die einzelnen Teile allenthalben ihr Wesen treiben: so verdanken sie selbst diese verwirrende Ueberhebung auch nur dem Herrn, der die losgelassene Meute zu seinen Diensten ausschickt und zurückruft, ihrem Urheber, der zwar unterscheidenden, aber selbst eben deswegen allem Unterschied obsiegenden innersten Vollseele, die ihre eignen Unterschiedenheiten zu rein äußerlichen Gegenständen zu degradieren versteht, und die von jeder geteilten Seele in sich entdeckt werden kann. Und nur auf diese Entdeckung, auf diesen Zwang zur Auffindung gleichsam des Spielpunktes aller Welt ist es bei diesen zerreißenden Krämpfen der kriegerischen Entzweiungen eigentlich abgesehen. Es wäre oberflächlich, in der Zurückführung so blutiger Zwistigkeiten auf irgend etwas teilhaft Unterschiedenes, etwa einzelne „böse" Seelen, seine Beruhigung finden zu wollen. Sondern, wenn sich die volle, die absolut ungeteilte Seele mit ihrer verborgnen Allmacht im geburtenschwangren Schoß ihres mütterlichen Friedens unter lauter Wehen immer heftiger regt und nach außen drängt — dann platzt dieser zu enge Frieden doch nur so blutig, um sich mächtiger äußern zu können als jemals. Alle Teile, die zu Grunde gehen, gehen damit nur in diesen ungeteilten Grund ihrer eignen Seele ein, der diese Teile zu einer zusammenhaltenderen Organisation wieder aus sich entläßt.

Aber das geschieht nicht mechanisch, es wird nicht ohne unser Zutun durch den fatalen Hergang des bloßen Weltgeschehens automatisch herbeigeführt. Nein. Um diesen Automatismus ins Spiel zu versetzen, tut es eben not, daß man dessen Spielpunkt persönlich in sich selbst auffinden, schätzen und hegen und betätigen lerne. Das Rezept ist ordiniert: man entdecke den eignen innersten Geist als das Band aller vereinzelten und besonders der seelischen Unterschiede. Solchermaßen seelisch aus einem Fragment ein Universum, seelisch hieb- und stichfest, ganz und gar gefeit, integer vitae, im Innersten wissent- und willentlich unverwundbarer Soldat des Lebens geworden, übt man erst eine souverän anordnende Oberhoheit über alle Teile, Unterschiede, Zwiste und Zerrissenheiten aus, man zwingt sie, und ob nach langem, qualvollem Ringen schließlich zum Vertrag, zu einer Verträglichkeit, deren Festigkeit und Dauer der gewonnenen Unverwüstlichkeit und Unbrechbarkeit des eignen geistigen Willens entsprechen muß.

Bei sich selbst also als bei einem wirklich und wahrhaften Ganzen hätte man zu beginnen, mit einer solchen geflissentlichen Kultivierung des eignen Subjektes zur unterschiedslosen Verinnigung, um die ganze Welt der Unterschiede rein ergreifen und endlich regieren zu können. Ohne diese Erziehung zu sich selbst, ohne das allermachtvollste, ungeteilteste Subjekt, ohne diesen absolut verträglichen Frieden des Herzens, das nicht im Geringsten mehr kompromittiert wird, kann die unterschiedne Welt und können die einzelnen Seelen so wenig vom Zwiste ablassen, um einen ordentlichen Zusammenhang einzugehen: wie die Speichen eines Rades ohne Nabe dessen Ring bilden würden. Es ist lächerlich flach, zu wähnen, daß das so erlangte Innere, das hinter allem Geteilten, als dessen absolute Ganzheit liegt, nicht aller Geteiltheit unendlich überlegen wäre! Man überschätzt die Außenwelt ungeheuerlich und unterschätzt die innere, deren Zentrum und Kern, so sehr, daß man sie kaum erlebt. Aber der Umschwung kann, wenn man als ein Kopernikus der Seele diese seelisch-sittliche optische Täuschung durchschaut, nicht mehr ausbleiben. Wenn man seinen seelischen Standpunkt, sein (mit Goethe zu reden) selbständiges Gewissen als Sonne des Sittentages einnimmt, so hoffe man zuversichtlich, die ganze verrenkte Welt in die Angel zurückzuheben, aus der sie aufkreischend geglitten ist.

In diesem Sinne sei es vergönnt, Walt Whitman zu zitieren, der die Allmacht der eignen Seele besingt:

„Dir, Urprinzip,
„Du unvergleichliches, leidenschaftliches, gutes Prinzip;
„Du starre, du unbarmherzige, süße Idee,
„Todlos durch alle Zeitalter, Rassen und Länder hindurch:
„Am Ende eines seltsamen dunklen Kampfes, eines gewaltigen Kampfes um deinetwillen,
„Dir diese Gesänge, dir und deinem ewigen Vormarsch!
„Du Kreis der Kreise!
„Du siedendes Prinzip! Du wohlbeschlossener, heimlicher Keim!
„Du Mittelpunkt!
„Rund um deinen Begriff dreht sich der Kampf,
„Mit all seinem zornigen und heftigen Spiel von Prinzipien,
(Um zu gewaltigen Ergebnissen zu kommen für dreitausend Jahre)."

Und nur, wer dieses Prinzip der seelischen Ganzheit ursprünglich lebendig persönlich in sich selbst entdeckt, weiß mit unfehlbarer Sicherheit, daß diese Idee der eignen Allmacht, wenn man ihr treu bleibt, sich so getreu und konsequent, allem stumpfen Widerstande der kleinen Teilseelen zum Trotz, auswirken muß, daß endlich einst die innerste Freiheit, Unsterblichkeit und Göttlichkeit aus ihrem bloß von ihrer eignen Selbstvergessenheit errichteten Gefängnis mit Glanz und Wunder nach außen brechen und die Welt erst zur Welt machen soll.

Grunewald-Tage

Adolf Knoblauch

Schluß

Von diesem wunderbaren Geschehen bin ich seltsam ergriffen und voll Unruhe. Ich stehe ganz allein im Schatten der Rebenhänge. Mit liebendem Wohllaut wandeln die Scharen von den Gärten und Lauben herauf und verlieren sich wiederum talab. Da trete ich hinaus in die Wandelgänge und Lauben, ich will mit ihnen allen gemeinsam lieben

Heemskerck: **Holzschnitt / vom Stock gedruckt**

und jubeln. Aber in welche Laube ich auch gehe, in welch schwärmendem geselligem Kreis ich glaube des Festes teilhaft zu werden, immer finde ich den Ort still und schattenhaft. Dämmerung steigt aus der Tiefe zu den Bergen auf, der Lärm verschwebt fern mit einzelnem Lachen und durch das weiße Dunkel eilen dämmernde Paare heim. In den tiefen Gärten leuchtet der Glühwurm, und das Brüllen der Rinder hallt von den fernen Weiden in die warme Nacht gehüllt. Vom Festtaumel der Menschen ist nirgends eine Spur, die verschlungenen Wege dehnen sich aufwärts rein wie am ersten Tag.

In der unendlich heraufströmenden Finsternis verweile ich bangend, ich zage der Waldnacht, doch da nimmt mich Einsamen mein gütiger Traum an die Hand, und ich trete droben ein ins Tor des Domes in den Bergen, das offen ist wie alle Kirchen, in einen leeren, von Kerzen rötlich erhellten großen Saal, in dem meine Schritte widerhallen. Als ich ihn verwundert durchmesse und dann zurückblicke hat sich ein glänzendes Tempelchen aus durchsichtigem Kristall über mich erhoben, das in blauer Dämmerung mit dem nach unten gewandten Kelch einer glühenden Rose herabschimmert.

Einsam in der zarten, hohen Kirche trete ich zum Brunnen in ihrer Mitte, um mir die Stirn zu besprengen, denn es plätschert vom Quell. Ahnungsvoll gefangen lausche ich in die leuchtende Höhe empor, als sich alles wiederum verändert, in einem völlig finstren Gang muß ich vorwärts dringen, in dem ich mich nur tasten kann und mein Atem bedrückt ist. So komme ich in ein weites nächtliches Gewölbe, zum Fuße eines hohen kalten Steins, an dem ich mich niedersetze mit finsterer Angst.

Das Dunkel beginnt langsam aufzurollen, als werden Vorhänge hochgezogen, Licht, blendend bunte Gewebe von Licht schweben im fernen ungeheuren Rund, die Finsternis wird im Nu fortgetan, Glut und Herrlichkeit stehen anstelle von Mauern im durchsichtigen Kristalldom. Ich bin zu Füßen einer von innen flammenden Riesensäule, die als ihr Haupt eine sonnengleiche Rundschale erhebt. Heller glüht die Freude erregende Runde. Farbige Schleier gleiten nieder, und das Licht steigert sich, bis ich schaudernd die leere Glanzhöhe nicht mehr ertrage, ich umfasse die strenge Säulengestalt und lehne mich an sie.

Brüder, die ich ahne, ihr gebt wunderbare Frömmigkeit dem heimatlosen Herzen, Himmelmänner mit schönen, scherzenden Gebärden! Ein letzter sanft rosiger Schleier entschwebt, und in der weißen Reinheit erscheint die Gottesversammlung der seligen Männer. Aus seinem sonnengleichen Nest schwebt der Adler, der die Zeiten klaftert in goldener Wolke und spannt die mächtigen Fittiche über seine seligen Söhne. Männer im Kraftalter, Jünglinge blassen Kindergesichts, treten in die hohe Runde, mit dem Ruhm ihrer Aengste und dem Lob ihrer Entzückungen. Mit sanfter Gebärde die Lichtgewande rührend, beginnen die tausende blassen Anbetenden ein leidenschaftliches Hochlied steigernd zu singen, mit dem gewaltig starkes Klangbrausen sich zur Kristallkuppel aufschwingt, wo die Sonnenschale in Glanzkraft strahlt.

Sanft dienende Hände nehmen mich und tragen mich empor durch wehende Gewande und ich fühle schmale Hände segnenden Hauches auf meinem Haupt. Dann entschlummere ich aus dem wissenden Sein.

* * *

Am Dachrand stehe ich über dem Abgrund! Das hat niederziehende Banngewalt, gleich eines Maelstromes unheimlich wälzendes Schwarz. Drunten im Hause zünden sie Lichter an, klappern mit den Geräten zum Abendessen.

Ich soll das wunderbare Blut meiner Jugend dämmen, kerkern, selbst ihm Zügel und blankes Gebiß anlegen, ähnlich den Zurichtern, welche die blutjungen Rosse im Kreise mit der Peitsche um sich treiben, bis ihre schmalen zitternden Flanken mit dem Schweiß der Knechtschaft bedeckt sind! Habe ich in den Adern nicht Feuer, sprühende Urkraft mit ihren Gezeiten des Lohens und des Ausbruchs! Ist meine Art nicht tief sorglos und unfesselbar, voll Traum und Wunder gleich dem Kinde! Ich bin nicht aus eurem armen Zeug, ich trage wehevolles Fiebergewand.

Da mein Aug sich über die Wolken richtet und die Machtgestalten schaut, rote und graue, im Donner, im Frieden der Sommernacht, dann soll ich stille sein, bei euch weilen! Das wunderliche Kind euch zu lieb und zu leide sein! Einsam geh ich zum spiegelnden See und weine vor unendlicher Wonne und lege mich nackt aufs bleiche Gestade in die warmen mächtigen Wogen und schaukle mich im Sternenschein.

Qualvolles Sehnen, einst schaffen zu dürfen, was alle Herzen selig macht und nicht davon ablassen. So fühle ich den ahnungsvollen Trieb, die unbesiegliche Sendung, für die ich mich verzehre. Wenn das Hochgestirn hinter dem vortretenden Mond in seiner Abgeschiedenheit verharrt im Stande der Finsternis, da brechen unsichtbar dem bloßen Auge über den Rand des hellen Mondes vom verhüllten Sonnenkörper in seiner Kraft lodernde Fackeln riesig in den dunklen Weltraum hervor. Ich sehe die lieben Gärten, die Beete strahlen bunt im Gedeihen, auf seiner Bank ruht der Gärtner, der gütig Schenkende.

Gärtner sein, Gärten schaffen zu dürfen! So viele Seligkeit, soviel Ohnmacht ward mir zu leiden gegeben! Ihre Kräfte rühmend schreiten die Lichtgestalten der Erde erlauchten Fußes unter erhelltem Himmel! Traum befällt mich mit zitterndem Erwarten, keiner unter Tausenden von Menschen hat dies gefühlt, keiner hegt das Gedächtnis an einen schrankenlosen Flug im Himmel.

Dann sehne ich mich fort aus dem strahlenden Saal, der freundlichen, warmen Menge, selbst den

Händen der Geliebten entnehme ich unsäglich gebieterischen Triebs, eile in die Nacht, in den Wald, zu den Vögeln und Gräsern, stürze an den Boden, fasse in die Erde mit den Fingern und bete schluchzend: Friede! Im heiligen Mond knie ich und bete mit Stammeln

Vater Unser . . .

Da drinnen im Saal liest Einer mein Gedicht an Michelangelo vor.

* * *

In einer milden blauen Nacht sind alle aus dem Hause geladen auf den bekränzten Altan zu einer schwärmerischen Feier im Rosenlicht der Papierlaternen, die Frauen in wallenden Farbenkleidern, die lange weiß gedeckte Tafel ist zum Nachtessen besetzt und mit Blumen und Weingläsern geschmückt. Die Sterne halten die Mitternachtsstunde in ihrem Zauberbann. Geigenton geht herbsanft über die schweigenden Gäste, vom Walde schweben die dunklen Klänge einer Aeolsharfe im Nachtwind, bis die Heiteren auf dem Altan sie mit neuem Lärm auslöschen.

Ich trete in das Licht an die Tafel, scheu und dunkeltraurig in der süßen Nacht und ringe mit dem Atem. Ich will ihnen allen einige Worte sagen, meinen Dank darbringen, ihnen meinen Frieden geben, und innig beginne ich: „Liebe Gefährten . ." aber ich stocke, als sei jäh mir Denken und Sprache versagt: leises Lachen kommt vom Tischende, von den Frauen, und über mein Unglück blicke ich hilflos in die Nacht. Aber dann werfe ich das Haupt zurück, im trotzenden Schwunge erhebe ich meinen Stuhl, stoße ihn fort und springe ins Dunkel. Tränen im Aug, mit bebenden Knieen fliehe ich in mein Zimmer und sinke aufs Lager, ruchlos in meine innige Liebe getroffen. Dann gehe ich zum Spiegel, und als ich den dämmernden Umriß meines Gesichts erblicke, schlage ich rasend ins Spiegelglas, bis es splittert, und meine Hand blutet . . .

* * *

Die alte Heide ist im Herbst, wenn der Wind im Kraute schläft, voll von seltsamen Stimmen, und wenn ich mich müde zu ihr niederlege, ziehen die Träume im schlafenden Wind ihre Wolkengewänder an und fahren mit grauen Gebärden über die Erde, die unter ihrem Hauch feierliches Schweigen bedeckt.

Dann kommen zu mir über die einsame Heide die lieben Frauen mit traurigem, müdem Angesicht und reichen, schönen Händen, nacheinander, um mich anzublicken und legen sich still um mich nieder, betten mein Haupt in ihren Schoß, liebkosen meine heiße Stirn und hauchen linde begierdelose Küsse auf meinen Mund.

Mein Leib ruht tief vom Duft ihrer Gewande umhüllt, und ich blicke dankbar zu ihnen auf, bis sie meine Augen mit kühlen Fingern zudecken.

Und als ich erwache, sehe ich weit um mich die gestirnte Nacht, rings ruhen schlafend viel hundert Schafe, eine Herde von träumenden Tieren, auf deren wärmendem Vließ ich selber ruhe, gleichwie im Schoß müder Frauen, behütet vom Atem und Leib der Zarten.

* * *

In Festkleidern erheben wir uns von Ruhebetten im dämmernden Saal und blicken auf hohem, weinlaubbekränztem Altan über düstre Wälder ins grenzenlos Abendblaue, wo die goldene Maréchal-Niel der Sonne hinsinkt. Aus edellinigen Gläsern trinken wir Wein, wie müde, festliche Frauen ihn gern trinken, um ruhige Nächte zu haben. In der Halle singt Einer ein Liebeslied, das langsam dunkle Klänge begleiten, indem die Nacht mit breiten, düstren Wolken hereinkommt.

„. . . ein stiller Garten ewiger Blumen nimmt uns auf . . ." Das Summen der Bienen in meiner heimatlichen Augustheide, das Grillenlied im Gras des Abends, ein Kinderlächeln, das wir nicht verstehen . . . das kommt über mich in den Klängen, mit denen wir uns unaufhaltsam vom Alltäglichen entblättern, unsere Seelen freier einen.

Auf schwarzen Seen in großen Booten, die bunte Papierlaternen still bekränzen, werden wir von starken Vögeln gerudert. Mit langen, schwarzen Meerflügeln tauchen sie lautlos in die schweren Wasser und fahren uns irgend wohin: ins Meer, in die Nacht, nach Hause!

Klabautermann springt lautlos vom Polstern in unser Boot und wirft kleine Sankt-Elmsfeuer über uns, so daß die Papierlaternen minder hell brennen. Er singt hoch vom Bugspriet der Führerbarke, wo er mit dem geisterhaften Kindesleib steht, immer wieder die Grußworte aus einem traurigen Seemannslied, mit altem, langem Kehrreim, während der Mond elfenbeinfarben überm Meer aufsteigt.

Bei Klabautermanns Lied naht ein großes, schweigendes Schiff langsam vom Meer und legt geräuschlos vorm Mond Anker. Am nackten, schwarzen Mast brennt ein kleines, düstres Licht, das die schwanke Spiegelung bis an unsere Boote trägt.

Erlöschend, der fernen Fahrt, schwebt, als wir umkehren, gedämpft das alte Lied übers Meer in jenes leise Knarren der Ankerketten: befähl ju Gott! befähl ju Gott!

* * *

Still stehe ich aus dem lieben Kreise auf und gehe in den mondbeschienenen Garten, will hundert dunkle, duftende Blumen pflücken.

Wogend ziehen die Klänge aus der Halle in den fahlen Himmel: „Ein funkelndes Krönchen aus weißen Steinen mit einem Rubin. Liebeslied, Feuerlied, das Nana auf schwarzer Totenbarke in Meernacht singt zu Balders Häupten, flammenüberströmt —"

Der geliebten Frau gebe ich, während ich ihre schöne Hand fromm küsse, alle meine dunklen Blumen, und du schmückst dich überall und ohne Hast mit zahllosen dunklen Blumen.

Und noch einmal bin ich fort, atemlos, das Zärtlichste meines Tuns bedenkend und bin gar schnell wieder bei dir mit der Bitte, dein Haupt zu neigen, damit ich über deine Stirn den glühenden Lichtwurm setze, der gleich Gottes lieben Sternen glüht, und den ich geschenkt bekommen habe für dich.

Der kleinste der Knaben, der altklug ist, kommt rasch herbei, wirft sich zärtlich an deinen Hals und fragt atemlos, wie du dich so schmücktest! Da antwortest du, die sanfte Mutter am frohen Abend: „Das ist ein Stern von Gottes Schmuck, und er ist der Einzige, den er auf die Erde verschenkte. Ist das nicht schön!"

Der kleinste der Knaben aber antwortet noch atemloser: den soll Gott auch ihm geben, er will solange bitten und weinen und nicht Vater und Mutter lieb haben, bis Gott auch ihm den Stern schenkt. Denn von mir sollst du auch Einen haben!

Die liebe Frau lächelt, nimmt mich an die eine und den kleinsten der Knaben an die andere Hand und führt uns in die Nacht. Da glühen über den Wegen allen hundert solcher Sterne, und staunend zählt der Kleine Stern auf Stern. Ueber uns der Himmel ist von all seinen Sternen leer geworden und du, o du! bist ganz zu unserem Himmel geworden!

* * *

Aus den Wolken enthüllt sich der schmale, lohende Morgenrand, rötlich anlaufendes Blau und immer weißeres Blau, das aus dem Abgrund der reinen Frühe ansteigt, höher und lichter dahinzieht und weit die leuchtenden Ebenen enthüllt aus Taunebeln mit scharfem, gelbem Licht.

Vom Rand der Erde sehe ich den ungeheuren Himmel spalten von einem feinen, hohen Blatt, das im fernsten Licht erglimmt und die Helligkeit scheidet. Die nahende Röte bläst rosenfarbige Flaumwölkchen zum Himmelsscheitel hinauf, und im flammenden Weiß über den Hügeln sehe ich wehende Schleier herrlich einherwallen, weisse schimmernde Gestalten, ein endlos nahender Zug von den Sonnengestaden. Rot leuchten die Linien und Gruben ihrer blendenden Leiber vom weißen zartgeschwungenen Bogen der freien Schultern und Arme, die sie im flammenden Betlied gen Morgen erheben.

Dann umgeben Hüllen die nackten Wohlgestalten. Der Voranschreitenden Farben sind reines, blendendes Weiß, rot die der Nachfolgenden und bläulich die Ferneren bis zu dunklem Blau und Schwarz die Letzten, welche gen den Himmel aufbrechen. Die Vorderen haben ewige Augen durchsonnt zu den freien Lüften erhoben, demütiger, dunkler, niedriger senken jene Folgenden die Häupter, kaum vermag ich die fernen Düstergestalten des Grames zu erkennen, die der Finsternis nicht zu entrinnen vermögen und dort wimmeln und sich verborgen halten.

Ein schönes, weinend ansteigendes und tröstend herabquellendes Betlied, das in die dem Morgen allgesamt sich auftuenden Geschöpfe sinkt gleich des Weibes Liebkosung, die der Mann unter Bangen erharrt und gleich ihrem Herabneigen, das er atemlos ersehnt aus seiner Unterwelt.

Als ich mich hinabbeuge und meine Tränen in die übergüldeten Fußtapfen der herrlichen Waller senke, innig den Entschwindenden nachfolge, wogt aus dem Grenzenlosen das Meer aus goldenem und zauberischem Rot, das seinen gleißenden Bogen aus Alabaster um die Hälfte der Welt in den flammenden Himmel biegt. Sanft erglühend rundet es sich zu den Wolkenbänken, indem es auf Nord und Süd die durchsichtigen Enden stützt: seine rosige Lippe erhebt es zur Liebkosung, um die Feuer zu trinken, die zu seinen Gründen niederlohen.

Auf der Düne lege ich mich nieder, von den Wiesen hinter mir zieht die Nacht herauf mit bläulichem Gewölk. Eine Möwe rinnt tropfenden Fluges hoch hernieder von den schlafenden Lüften des Abends und spiegelt den schönen Bogen ihres silbernen Gefieders im Rotglanz des Meeres. Auf ihren zierlichen Bug lege ich den unendlichen Hauch des Wohlgefallens, und die krönende Güte des Menschen trägt die Gesandtin heimwärts, allwärts!

Die Myriaden Geschöpfe erwachen am Dünenrand, den Vorkuppen der Nacht, auf dem grauen Wattenmeer, im blassen Schauer der Meeresröte fliehen sie herbei mit dem langsamen Flutberge und singen aus den lodernden Himmelstoren, die fahler, nächtlicher werden, indem aus ihnen die letzten Anstrengungen hervorgehen zum Fest der Liebe und der Vereinigung.

Von Händen der Seele entflammt schleudert das einsame Feuerlicht für die Schiffe den kreisenden Strahl durch die Nachtwolken auf hundert Meilen in die Ferne über dem dunklen Heimatland. Alles letzte Atmen der Seligkeit tut sich auf und versinkt im still sich dehnenden Weltraum. Der lichtflammende Jüngling an purpurner Meergrenze faltet seine Fittiche, und das Meer rundet sich wieder still über seinem glühenden Gürtel und dem Sonnenband der Stirn, das noch lang aus dem kristallenen Haus Meer und Himmelslüfte färbt.

* * *

Wir sind einsam beieinander im Zimmer der Geliebten, zum letzten Mal. Sie hat sich auf den hohen Bock vor das Harmonium gesetzt und spielt und erzählt mir von dem Maharadjah in Birma, der sie liebt und den sie nie, es sei denn gebannt im Wachtraum, geschaut hat. Diese Erinnerung ist geheimnisvoll und edel, es sind die wunderbarsten Augen, in die sie im Leben und von fern geschaut hat. Er wird kommen, der Großäugige, und sie aus Not und Leid heibringen.

Da wirft sie sich auf ihr Ruhebett und bittet mich mit schöner Freude, mich neben sie zu legen. Unbeholfen und scheu empfange ich das seidene, weiche Glück in den Händen, und sie nimmt meinen rechten Arm unter ihren Nacken, mein Haupt mit beiden Händen, der ich schwer und tölpelig daliege, mich in glühender Bangigkeit wälze. Plötzlich fühle ich ungestüm die süßen Glieder, während sie mir zulächelt. Sie läßt das Spiel mit sich treiben und sich in die Kissen drücken, ich nehme sie eng in meine Arme und küsse sie herzhaft und selbstverständlich auf die runden Lippen.

Aber dieser Kuß gibt mir die Besinnung zurück, im unendlichen Schauer wird meine Flugkraft gelähmt und unsäglich befangen sehe ich in ihre hellen, lieben Augen, sinke schwer aufatmend aus angstvoller Brust still, gehorsam und ruhig neben sie, ohne mehr sie anzurühren.

Erschrocken fragt sie, aber ich kann nicht antworten und bin ohne Regung. Da klagt sie sich an, bittet reizend um Vergebung, ist alle Zartheit und Mütterlichkeit für mich auf Erden, „mein Lieber, was machen Sie mir für traurige Augen!"

Volle Scham, sie nicht mehr anzusehen, setze ich mich dem Fenster gegenüber, schaue in den strahlenden Tag hinaus und denke zusammenhanglos daran, wie wenig einer tatsächlich von einem gelesenen Buche behält, und daß es immer ein Etwas ist, das unerkannt unseren Willen, die Einbildungskraft und das Gedächtnis formt: so erinnere ich mich aus dem Hyperion, daß Hölderlin den Verrat in der Freunde Augen fühlt!

* * *

Die himmlischen Erzengel Horot und Marot wurden von Gott auf die Erde gesandt, um die Menschen zu unterrichten und zu regieren. Ein schönes Weib, das sich in einer Klagesache ein günstiges Urteil dieser von Gott eingesetzten Richter zu sichern gedachte, lud sie zu sich ins Haus ein. Sie trug Speise und Trank für sie auf, ermahnte sie häufig und mit lieblichen Worten, froh zu sein, bis beide zuletzt satt und trunken in des Weibes Begierden fielen und ihrer begehrten. Dieses bewilligte sie ihnen, mit der Bedingung: der Eine solle das Wort sagen, dadurch er vom Himmel herabgestiegen sei und der Andere das Wort, dadurch er wieder emporsteigen werde. Hierin willigten die Engel ein, und, nachdem das schöne Weib die Worte lernte und das Wort des anderen Engels sprach, fuhr sie alsbald gen Himmel.

Als Gott das gesehen und sich nach dem Handel erkundigt hatte, setzte er sie als den Morgenstern an den Himmel wegen ihrer Schöne und nannte sie Luzifer. Danach berief er die beiden untreuen Engel und erteilte ihnen eine Pein, die sie sich auswählen sollten zur Strafe in dieser oder jener Welt.

Sie ergaben sich dann in die Strafe jener Welt, und sie wurden aufgehenkt an eisernen Ketten mit den Häuptern nach unten in den Sumpf Behil bis ans jüngste Gericht.

„Von diesen beiden lernen wir die Dinge, durch die man Zwietracht stiftet zwischen Mann und Weib", sagt der Koran in seiner zweiten Sure, „aber keinem können sie hierdurch schaden, es sei denn mit der Einwilligung Gottes".

* * *

Angetrieben von der heißen Ungeduld der Einsamkeit und dem Wunsch, die liebe Frau, wie in einer vergangenen Stunde, wunderbar bei mir zu sehen, neige ich mich beglänzt zum Gebet vor dem herrlich klar scheinenden Mond, daß ich mit einem edlen, liebenswürdigen Verse zum Lobe der lieben Frau erfreut werden möge.

Als ich ihre zierliche, knabenhafte Gestalt bedenke, schaue ich mit inniger Leichte die wunderbare Tochter des Tizian, die über nacktem Schulterbogen das Haupt dem Betrachter zukehrt und hoch auf kräftigen Armen eine Schale mit vielen Früchten anmutig hebt.

Der schöne Anblick, sowie das süß und milde mich überrieselnde Empfinden von der geistigen Anwesenheit der Baltin stärkt mich, mein erhöhtes Träumen in einfachen und wohltätigen Worten auszudrücken. Also schwingen sanfte und heitre Geister im ersten Vers, begleiten ihn mit fernen, noch undeutlichen Klängen:

Aus blankem Silber hoch die edle Schale
von reifen Früchten farbig überquellend Gut
das sie mit sanft gehemmter Betgebärde
auf blassen fessellosen Armen lächelnd hebt.

Als ich mich des mühelosen zarten Verses freue und Gott für die holde Gabe danke, werde ich mehr versucht den ersten durch einen folgenden dunkel zu bestrahlen, indem ich das Verhalten der lieben Frau schildere, ihre mannigfaltigen Lebenslagen und Schicksale, jene seltsamen Andeutungen, die auf ihre unzerstörbare Lieblichkeit schließen lassen, endlich mein schmerzlich gespanntes Streben und beständiges nachdenkliches Wünschen, ihre Freude zu vermehren!

Es gilt, angemessen und innig auszudrücken, daß sie mit der Mannigfaltigkeit und besonderen Tiefe schmerzlicher Erlebnisse vor allen Frauen, die mir gar reich bekannt sind, sich auszeichnet. Wie wir leichten Kinder alle, hat sie der Fürst dieser Welt mit Wunden an Leib und Seele geschlagen, sodaß sie schließlich eine liebliche und würdige Freundin der Dichter, Schwester und Gefährtin erlauchter Pilgrime ward.

Im Anblick ihrer Vorzüglichkeit die alle, die sie anschauen, für immer herzlich jener schweren Art entledigen, welche leidet von kleinlicher und kümmerlicher Bosheit Verdrossener, in diesem Maße des Erkennens bestrebe ich mich, mehr erschüttert, indem die erste Strophe mir nachtönt gleich einem verklingenden Glase, leidenschaftlicher Freude den Schmerz im zweiten Vers zu vermählen:

Es überströmt die längst vernarbten
Wundenmale
des heitren Angesichtes milde Glanzesflut
und innger als mich Sonn und Brand verzehrt
hat mich mit tief verborgenem Blau ihr Aug
belebt.

Dieser Vers, der in seiner Gestaltung dem ersten in den entsprechenden Reimlauten anvertraut ist, läßt die erlauchte Gebärde des ersten sinken. Dadurch mag ich wohl am reinen Marmor der Gestalt sündigen, aber die lieblichste der Empfindungen brennt in meinem Blut und verlangt Hingabe anstelle der Schönheit und mag lieben . .

Ihre schönen Arme entledigen sich der Bürde, der Busen hebt sich voll Lebhaftigkeit, ihre Hände legen sich um meinen Hals. Ihre immer blassen undurchsichtigen Augen strahlen mit tiefer Bläue in meine Augen nieder, daß ich sie schließe, und mein Haupt in süßer besinnungsloser Freude sich beugt, gleich den Aehren, über denen die reifende Sommerglut streicht. Im glühenden Taumel zage ich nicht mehr die schöne Bewegung zu schildern, die sie ergreift, und die Zärtlichkeit, der sie sich hingibt, in meinen letzten Versen zu verehren.

Mit hellem Lachen gießt sie munter, ihres Adels
müde,
ringsum die Früchte aus. Wunderbar die Arme
senkend,
umschlingt sie eng mein Haupt, daß mit dem
Lide
nachtwandlerisch die Augen sich bedecken,
geheimes Bild bedenkend.

Zu welchem Leben bin ich erwacht, wo ich furchtbar zu vergehen drohe. Ich bin das Schiff, welches ein wunderlicher Steuermann regiert, bald taucht er mich ins stürmende Meer, wo schäumende Gier zuhöchst tollt, mich zu erraffen, bald richtet er mich prangend mit stolzem Mast zum unabsehlich klaren Meerhimmel auf.

Vergebt, Dem sich trunken erschüttert die Glieder dehnen, den ein glänzendes, Traumgebild, quälend entzückt, der sich müht, den Traum ins Dasein zu rufen mit starken Kräften, die dem schönen Gewande widerstreben.

Alle Einzelheiten ringsum sind ins Licht gestellt, die erst fernen, unendlichen Klänge, die eine Weile ganz aufhörten, nahen mit zitterndem Erschwingen der leidenschaftlichen Wendung und erklären sich brausend, nicht ohne Schaudern und Bangigkeit über meinem ganzen Leib. Ich schaue die klare, holde Frau, wie sie ernst einhergeht, mit seligem Tanzen, das sich mir innig eingräbt:

Sie hebt, als diese klaren Blicke mich beseelen,
aus strafen Falten des Gewands von blauer
Seide
zu blasser Schöne Schultern, Arme, Wangen.

Mag der Betrachter die einsame stillste Stunde sich in die Erinnerung rufen, wann sein reiches, heitres Leben an einer unersättlichen, unzähmbaren Begierde zu scheitern droht. Mag er daran denken, wann plötzlich eine Schwingung ihn durchwandelt, ihn erschüttert, ihn erschrickt, mit der Furchtanwandlung vor einem nächtlichen Gespenst.

Heiße Wonne wechselt mit Schaudern und herzbanger Sehnsucht, und er wendet sich dem Dasein zu im tiefsten Schmerz, wollüstigen Fieber und Rasen. Dann wünscht er sich allen Schmerz und alles Leid!

Und in diesem Augenblick stellen sich seiner seherischen Kraft dar: Strenge Tempel, Säulen im hehren Maß, reine Denkmale. Er, der trunken in seiner Leidenschaft ist, wird meine einsame, verhohlene Träne verstehen, welche ich weine im Schöpfungslichte, das der Ewigkeit angehört. Indem ich den Wahnsinn meines kurzen, befangenen Lebens beweine, meine Einsamkeit, mein Fernbleibenmüssen von der Göttertafel, bleibt mir der zärtliche Trost allein, im letzten Verse alle Qual auszusprechen:

In ihrer unendlich schmeichelnd Kinderfinger
edler Schale
hebt sie, daß Tropfen langsam ihre Knabenlocken überfließen
hoch mein blutend Haupt, mit Paradiesessang
und Eiakuß im schönen Marmorsaale.

* * *

Ich lese im Titan des Jean Paul Richter! Ich bin tief hineingeflochten in die unendliche Erzählung, als ich unbemerkt an eine allerhöchste Stelle komme. Es heißt da vom wahnsinnskranken Jüngling und dem herrlichen Vater (nach Lianens Tode): „ . . . dem Arzt schienen die Kräfte der eisernen weißglühenden Natur des Jünglings, die Fieberpein noch nicht gebogen hatten, . . . Aber der Vater überließ ihn gleich einer Menschheit den eigenen Kräften. Er sagte, er sähe mit Vergnügen eine solche, seltne, ungeschwächte Jugendkraft und sei nicht in Furcht . . . Er ließ ungestört alles für die Reise packen."

Vor der Härte und Wucht des Vaters schied der Glutstahl der echten dichterischen Sendung mein Herz, es erhob sich in seiner Marter und spaltete .. in einem tiefquellenden Weinen der heroischen Freude und Erleuchtung, und ich hob stolz mein Angesicht auf, um es dem hellen Tage zu zeigen. An diesem Tag, wo ich nackt und göttlich die Formeln alle von mir schleuderte, als meiner unwert, wurde alles Böse und alles Gute mein Teil, was ich zu geben vermag.

* * *

Am Tag der Sonnenwende ist zum Fest das ganze Haus mit weißen Scharen von Knaben und Mädchen angefüllt. Ein blauer Herbsttag ruht über der braunen fruchtentbundenen Erde. All die Kinder füllen die Halle und durch das Haus erhebt sich der erste Orgelklang, der bald gewaltig brausend auf den Fittichen der uralten Engel den klaren nordischen Väterhimmel im Sturm durchdringt, daß aller Herzen andächtig stocken, doch bald frei erbeben im machtvollen Chor der Männer und Frauen und hundert Kinder, gebunden gesammelt in die brennende Herzkraft des alten Kirchenliedes. Der strahlende Chor stimmt die Aengstlichen freudig in der Schau herrlicher Werke, bis die Klänge überschwänglich die Herzen der Geschöpfe öffnen und in ihr Blut strömen im bebenden Licht, in übermenschlicher Woge.

Als die Klänge verhallen, gehe ich durch die Reihen zu einem Kind von edlem Angesicht, mit herbem Blick und kniee nieder zu ihm und küsse selig töricht seine Finger. Innig betrachtet mich das schöne Kind und berührt ahnend mit der Hand mein Haupt.

Die geliebte Frau naht durch die Halle, nimmt das holde Kind herzlich zu sich auf und entwandelt vor den weißen Scharen.

Eine Glocke läutet stürmisch, und so verlasse ich das Haus des Sommers. Die Lüfte sind Rosendüfte, hoch durchs Blau mit sachtem Schrei ziehen weiße Vögel, und die Wälder ruhen bunt, tiefgolden und stille, still die ganze Welt.

Heimkehr des Vaters

Adolf Knoblauch

Im hohen reinlichen Raum hellt durch die obersten schrägen Stoffleisten gelber Vorhänge Morgenlicht mit dichtem warmem Quellen die verschleierte Farbigkeit des Fußbodens von schmalen schwarz und weißen Fliesenwürfeln, des einfachen Hausrats und der hellen Wände, die feine Säulchen des Türgebälkes unterbrechen zum freien Durchblick in die Reihe traulicher Zimmer.

Im Alkoven mit zurückgefalteten Vorhängen liegt auf weißen Kissen eines schlafenden Mannes Haupt, welches das hohe Licht schattenvoll aus sanfter Dämmerung hebt. Auf dem roten verbeulten Kupferbecken an der Wand glüht der Widerschein des Lichtes, dunkeltönender Kirchengesang in ferner Halle gesungen. Neben dem Kupferbecken hängt am duffschwarzen Halter ein dunkelzinnoberrotes Frauenkleid.

Eine Frau betritt behutsam das stille Zimmer, ihr Morgenmieder ist halboffen, den nackten Hals kränzt eine zarte Spitze, das Haar ist glatt und gescheitelt. Sie schreitet gelassen, Ströme inniger Heiterkeit leuchten in ihren weißen Augen.

Sie geht geräuschlos ans Bett, streicht ohne zu berühren, die schöne männliche Stirn, deckt etwas zu und eilt zur Korbwiege, die unterm Schutz des schönen hausväterlichen Beckens an der Wand steht. Sie hebt das Lederdächlein, schaut vornübergeneigt mit angehaltenem Atem und küßt in den Kissen das morgenrote Kindchen, dann setzt sie sich neben die Wiege, sie ein wenig bewegend. In die freundliche Morgenstille, in die hellen Frauenaugen senkt Gott eine Träne, und die Frau beugt sich um den Saum des Kleides zu nähen, das am Halter ihr zur Hand hängt. Draußen rollt sanft ein Wagen vorüber, als ein blondes Kind leise eintritt, und Frage und Gegenfrage von Kind und Frau sich innig aneinanderschmiegen:

Kind: Er ist noch nicht aufgewacht!

Frau: Er wird jetzt gleich aufwachen.

Kind: Darf ich bald zu ihm gehen und ihn wach küssen?

Frau: Nachher darfst du zu ihm und küssen. Wie so fröhlich werden wir Alle bald sein! Wie doch wird der Gütige erwachen, wie wird er ob der Heimkehr leuchten und lächeln!

Kind: Darf ich alsbald seine milden Hände küssen, die dunkel und schmal mitten auf weissem Linnen ruhen?

Frau: Seine Hände, Liebchen, laß mir, du darfst am teuren Vatermunde hängen, Tautropfen frisch am Rosenkelch Morgens nach der langen Nacht. Du Engelchen wirst mir helfen, den heimgekehrten geläuterten Vaterleib vom heilenden Lager zu heben.

Kind: Nun will ich weiße Rosen und hohen Flieder holen, und beim Erwachen sollen die Düfte der Blumen, seiner edlen Pfleglinge, um sein Lager zur Morgensonne aufschweben.

* * *

Frau: Die Düfte werden zauberisch sein, die aus dieser heilen Kammer zum Lichte aufschweben.

Kind tritt leise wieder ein mit Blumen in der Hand.

Kind: Er ist noch nicht aufgewacht!

Frau: Er wird gleich erwachen, wann alle Glokken in der Stadt und über dem fernen Lande läuten.

Kind: Mutter, das Meer draußen liegt heut so ruhig.

Frau: Wie sollte heut nicht das Meer draußen ruhig sein!

Kind: Die Leute sagen, alle Schiffe kehrten heim, sie liegen beisammen im Hafen und bessern die Segel aus.

Frau: Gleich ist das Kleid fertig. Kannst du noch den Willkommenspruch für Vater, wann er aufwacht?

Kind: Da ich eben die Blumen brach im Garten, habe ich meinen Spruch unserm weißen Engel aus Stein aufgesagt und über seinen Augen, die mich anschauten, rührten sich im Sommerwinde des Lorbeerbaumes Blätter, als winkte er mit Händen nach mir.

Frau: Schau, wies Kindchen schläft.

Kind: Unser Kindchen ist schön.

Frau: Laßt uns stille warten.

* * *

Ein herzliches Tönen erzittert und schwebt sanft ankündigend über der Stadt und erfüllt sie bis zum Himmel. Die Frau ist aufgestanden und tut langsam das dunkel zinnoberrote Kleid um die Hüften, bindet die Rockbänder am Rücken und wendet sich, die hohe Gestalt ganz im mütterlichen Kleid der Liebe, dem Bette zu. Die Glocken in der Stadt und über dem fernen Land läuten rauschend und tosend in Eins zusammen und verkünden allen vom Meere Heimgekehrten den Anbruch des wiederkehrenden Liebestages.

Das Kind kniet zu Häupten des Erwachenden, die Mutter senkt das Haupt auf die dunklen Hände.

Mann: Seid ihr Mutter oder Schwester, Weib oder eigen Kind.

Frau: Ueber deinen Händen betet deine liebe Frau, sie umfängt die wunden Füße des Lichten, der ihr die dunkle herbe Mutterkrone einst auf das Blondhaar legte.

Kind: Vater, Frühling der Erde blüht zu deinen Häupten, Engelsarme schlingt er demütig krönend um dein liebes Haar!

Mann: Licht ist die Heimkehr und gekrönt sind meine Schmerzen.

Er sinkt tief zurück in die Kissen.

Gedichte

I

Endlose Ferne
innersten Erdteils der Seele
eröffnet gezücktestem Auge
qualvolle Klarheit —
„Zurück" — ist beschworen
„Andern" gelassene Beute:
Gelassener Gang
in Zukunft — und lauterer Herzschlag —
Vernunft und — Verstande geläufig —

II

Laut schlägt Gott
Augenlider nieder —
wenn zähes Blut
Hirn spannt.

Neues Leben

Welche Innigkeit fächelt die Stirn. —
Weither säuselt's:
Freundesgedanken über Entfernungen
binden ans Dasein aufs neue.

Am stärksten zuckt rot auf:
Wellen der Liebe.
Die Flut wächst
nach sandiger Ebbe.

Besteher

Das Rasiermesser

Desider Kosztolanyi

Der stellenlose Kellner Heinrich H. Krakauer erstand zeitlich am Morgen eine Wannenkarte fürs Volksbad. Er wurde in einen engen Raum geführt, auf dessen gerippter Glastüre die Schmetterlingflamme eines Gaslichtes tanzte. Ueber den Fußboden lag eine Binse und längst der Wand stand eine verfaulte Holzwanne. Der Kellner versperrte gierig die Türe, zweimal. Dann blieb er — ohne den Hut abzunehmen — unter der Gasflamme stehen und blickte sich feierlich um, als wollte er die Stube in sich schließen und wäre sehr ergriffen darüber, daß er hier angelangt. Auf seinem Kragen gleißte Reif. Viel mochte er des Nachts herumgeschlendert sein, denn kotbespritzt war seine ausgefranste Hose und verstört sein Auge. Seine einzige natürliche Bewegung wäre gewesen, auf den Boden des kleinen Raumes der Länge nach dahinzustürzen. Er nahm den Hut ab, strich sein schütteres Haar beiseite, richtete sein Rückgrat auf. Dann schaute er in den billigen, grünen Spiegel und betrachtete sein fahles grünliches Gesicht. Langsam knöpfte er den Winterrock, an dem ein einziger Knopf baumelte, auf, hängte ihn an den Rechen und entnahm der inneren Tasche ein Rasiermesser mit schwarzem Gehäuse. Er öffnete

das Messer, betastete die scharfe Klinge und legte es auf den Strohhocker.

Er schaute nochmals, ob die Türe versperrt sei. Niemand befand sich im Korridor. Der Augenblick schien geeignet. Drei feste und entschiedene Schritte tat er gegen den Sessel hin, runzelte die Augenbrauen und wollte nach dem Rasiermesser langen.

„Nein, erst später" — fuhr es ihm durch den Sinn — „ich bin schmutzig und muß erst baden."

In der Stube summte angenehme Wärme. Dies verleitete ihn sich zu entkleiden. Nacheinander warf er zur Erde den fleckigen, spiegeligen schwarzen Kellnerrock, die braune zottige Weste, die ausgefranste Hose, öffnete den Hahn des heißen Wassers und sein kleiner verkümmerter abgemagerter Körper konnte kaum erwarten, daß sich die Wanne fülle. Unbändig purzelten darin die Wellen. Vornübergeneigt betrachtete er das wogende Wasser und aus seinem mageren Rücken sprang scharf hervor das treppengleiche Rückgrat, das einer harten knorrigen Holzader aus einem ungehobelten Brett ähnlich war. In der nächsten Minute plätscherte er betäubt ins Wasser.

Er streckte die Füße aus, warf den Kopf nach hinten über den Rand der Wanne und wurde von ermattender Hitze liebkost. Es war ihm als läge er im Bett auf Wellenkissen und seinen Körper hülle die süße Decke des Wassers ein, seine Augen glühten, seine Haare wurden zerrauft, sein Gesicht entbrannte in Röte. An nichts dachte er. Fühlte sich grenzenlos frei. Sein Leben lag ihm hinter dem Rücken. Er spielte mit dem Wasser, öffnete die Hähne, tauchte unter, schlug dichten regenbogenfarbenen Seifenschaum, rieb sich den Schopf, seifte Kopf, Ohren, Brust, dann — einzeln — die Füße ein und schnaubte frohen Mutes im Wasser. Zuweilen blickte er aufs Rasiermesser, doch nötigte ihn das Wasser zum Bleiben.

„Ich habe noch einige Minuten" — sagte er.

Der Kellner, der früher niemals zum Gaffen Muße gefunden hatte, war jetzt — nach vielen Jahren — zum erstenmal allein und betrachtete lange und leutselig das in der Mitte der Stube flatternde Gas, die Wände, die auf den Fußboden geschleuderten Kleider, die er mit einer verzweifelten Geste abgeworfen hatte, für ewig. Er betrachtete auch sich selbst. Bemerkte, daß ihn sein Körper interessiere. Er hielt die Hand gegen die Falterflamme, um die rotblaue Landkarte zu beschauen, das durchschimmernde Blut und die Linien der blauen Adern an der Hand. Er richtete den Kopf nach unten, starrte auf die Brust, die er bisher noch niemals mit besonderer Sorgfalt angeschaut hatte. Er fand seine Haut fahl, buttergelb, ausgehungert, aber trotzdem in ganz gutem Zustande. Insbesondere freute er sich darüber, daß er seine große Zehe nach Belieben nach hinten biegen konnte. Fünf — sechs Mal versuchte er es. Und es gelang stets. Ob man wohl damit Geld verdienen könnte? Er müßte mit dem Fuß Violine spielen lernen — mit den Händen können es schon sehr viele — und könnte dann im Orpheum auftreten; er müßte bloß einen reichen Mäzen finden, der ihn unterrichten läßt. Ob es wohl in Budapest Fuß-Mäzene gibt? Wohl hielt er es für unwahrscheinlich, dachte aber dennoch so lange darüber nach, daß ihm bereits sein Name in Zeitungen auf Orpheumplakaten und in den Lichtreklamen der Straße erschien. Heinrich H. Krakauer, der weltberühmte Fußkünstler. Bloß der Name war nicht entsprechend. Zu solchen Gelegenheiten muß man einen Künstlernamen wählen, einen englischen oder französischen.

Oftmals hintereinander sprach er seinen Namen aus, leise der Wand zugewendet flüsterte er ihn ins Wasser, in die Hähne, erfüllte die Stube mit ihm. Er wunderte sich sehr, daß er einen Namen hatte, und gerade diesen Namen. Heinrich H. Krakauer. Kein vornehmer Name zwar, doch ist ihm eine gewisse traurige Musik eigen. Im Grunde genommen schien es ihm sehr seltsam, daß einige Buchstaben einen ganzen Menschen bedeuten. Dieser Name bedeutete ihn, seinen Schmerz, seinen Hunger, seinen Körper, den er wieder eingeseift hatte, zärtlich und sorgfältig. Rein wollte er sein, schneeweiß, makellos. In leichtem Seifenschaum badete er. Auch das in der Wanne dampfende Wasser war von einer dicken Seifenschichte bedeckt, wie Kaffee von doppeltem Schaum. Er tünchte sich nochmals weiß an, wusch seinen Schopf, seine Haare, seine Ohren, die Brust, alles ebenso wie vorhin, aber noch eifriger, damit er sich alles Schmutzes völlig entledige.

Er öffnete die Hähne, ließ frisches und wieder frisches Wasser auf sich niederstürzen und die Seife wurde zu einer immer dünneren durchsichtigeren Schichte auf ihm.

„Auch jetzt bin ich noch nicht rein" — jammerte er. — „Die Seife ist schlecht."

Von neuem ging er ans Sich-Reinwaschen. Er rieb die Stirne ein. Und da fiel ihm plötzlich — ohne jeden Grund — ein Berufskollege ein, an dessen Name er sich nicht mehr erinnerte. Er wußte bloß, daß er vor zwei Jahren mit einem Markeur in einem Franzstädter Kaffeehaus bedienstet gewesen war und diesem eines Nachts, in trunkenem Zustande, zwei Gulden aus der Tasche gestohlen hatte. Er hoffte, ihm den Betrag am nächsten Tag zurückgeben zu können. Einen Monat hindurch wurde er noch von dem Gedanken geplagt. Dann vergaß er das Ganze. Seltsam, daß ihm dies jetzt eingefallen war. Was will jetzt von ihm der Markeur? Der Markeur war ein armer Mann. Jetzt erinnert er sich schon an ihn. Er stammte aus Böhmen, sprach mangelhaft ungarisch und hieß Wenzel. Seine braunen Augen blickten mit unschlüssigem Schrecken in die Welt, waren stets gerötet, als würde er vorhin geweint haben; er trug einen spitzen gabelähnlichen Schnurrbart, der sich kriegerisch, wie die Fühler eines riesenhaften Bockkäfers, nach zwei Seiten wendeten. Schmerz durchzuckte sein Herz, da er jetzt an ihn dachte. Es ist eine Schmach, daß ein armer Mensch den anderen bestiehlt. Wochenlang erzählte der Markeur jedem, der ihm in den Weg lief, die sonderbare Geschichte. Doch hat er niemals ihn verdächtigt. Auch deshalb müßte er die zwei Gulden zurückgeben. Dies muß jetzt geregelt werden, noch heute morgen; er wird ihn im Kaffeehaus aufsuchen und eingestehen, daß er der Dieb gewesen sei. Früher könne er nicht sterben. Will man für ewig fortgehen, so muß man ruhigen und reinen Gewissens sein.

Dies stellte er fest, doch wurde von diesem Gedanken sein Plan ein wenig zerstört. Aufgeregt saß er im Wasser und reinigte sich weiter. Und viel schwerer noch als sein Erlebnis mit dem Markeur bedrückt ihn die Erinnerung an den kleinen Pikkolo. Denn die Angelegenheit blieb nicht ungeordnet; später mußte dem Cafetier bewiesen werden, daß der Pikkolo der Dieb sei, der — nachdem er von ihm in der Telephonzelle zweimal in das Gesicht geschlagen worden war —, alles auf sich genommen hatte. Der arme kleine Knirps stand — eine Zeitung in der Hand haltend — beschämt im Kaffeehause, schaute mit seinen großen, großen Augen in die Luft und schritt dann langsam, ohne ein Wort zu sagen, ausgangwärts. Er, Krakauer, hatte sich damals abgewendet, um nicht die Augen des Pikkolo sehen zu müssen. Seinetwegen war der kleine Junge fortgejagt worden und sein Gewissen bedrückte es, daß dieser ohne Heller heimging, weinend und zu Fuß, und vielleicht seither hungert. Mit einer halben Arbeit wäre es nicht getan. Er wird auch den Pikkolo aufsuchen. Morgen oder noch heute, oder sofort, noch in der Frühe. Vorerst will er diese beiden Angelegenheiten ordnen und dann hierher ins Bad zurückkommen. Es ist auch nachher noch nicht zu spät. Er rieb sich die Füße und ließ neues Wasser in die Wanne. Mit beiden Händen schlug er auf seinen Körper los. Aller Schmutz sollte hinunter. Zornig, fanatisch, verzweifelt wusch er sich. Er stand auf. Sein Haar war seifenschaumgealtert, seinen Körper bedeckte dicht die weiche schlüpfrige farbig schillernde Seifenschichte, er war weiß, war vom Scheitel bis zur Sohle weiß und einem Schneemann gleich. Er rieb seine Brust, schlug, knetete sie, rieb sein Herz. Nun ja, was ist denn mit dem Weib? Seit drei Monaten hat er es nicht gesehen. Seither war er bloß in Wirtshäuser gegangen, Klavierwerkel hören, Durak und Marriage spielen. Auch hier ist er es, der die Schuld trägt. Die Frau lief ihm wie ein Hund nach, folgte ihm durch fünf — sechs Gassen, aber er wendete sich nicht nach ihr um. Jetzt sah er auch das blaubeblümte Taschentuch seiner Frau, daß sie an die Augen gedrückt hielt. Dann steckte es die Närrin in den Mund, damit man ihr Weinen nicht höre. Arme, arme Frau, gute Frau, liebe Frau, dachte der Kellner. Vor einiger Zeit erfuhr er von einem bekannten Dienstmädchen, sie habe sich als Vicehausmeisterin verdungen; er wußte auch wo. Arme, liebe, dumme Frau. Schon dämmert zum Fenster der Morgen herein. Kleidet er sich jetzt rasch an, könnte er mit ihr sprechen: Um diese Zeit öffnet sie das Tor, kehrt das Stiegenhaus, scheuert die Treppen. Auch für ihn würde es sich geziemen, endlich einmal ein gutes Wort zu ihr zu sagen. Und er fühlte dies so innnig, daß ihm von der Hitze ganz schwindelig wurde; er machte gegen die Wand eine Handbewegung und erfaßte, um nicht niederzustürzen, die Dusche.

Eiskalt stürzte auf ihn das Wasser nieder, der Schaum spritzte weiß in die schmutzige Wanne und im nächsten Augenblick stand er blankrein in der Mitte der Stube.

„Ich bin rein" — sagte er.

Und schaute lächlend auf das Rasiermesser.

„Krakauer" — entrang seinen Lippen ein Seufzer, denn er nannte sich stets beim Zunamen — „Du bist ein dummer Esel. Kleide Dich rasch an und erledige die drei Angelegenheiten: Den Markeur, den Pikkolo und Dein Weib. Nachher will ich mit Dir in kluges Wörtchen reden. Aber früher nicht."

Fröstelnd wickelte er das Tuch um sich und setzte sich auf den Strohhocker. Er war auf den Tod vorbereitet und hätte mühelos ausführen können, was er vorgehabt. Doch wurde er jetzt von dem Gefühl beherrscht, es sei eigentlich fürs Leben bereit, wer auf den Tod vorbereitet ist und es könne bloß der leben, der ruhig sterben könnte. Doch hatte er jetzt keine Zeit zum Sterben: Mußte zum Markeur, zum Piccolo und zu seinem Weibe eilen. Jede seiner Fasern gehörte dem Leben. Er schob das Rasiermesser beiseite, warf es hastig in die Tasche seines Winterrockes und kleidete sich eilends an. Tausend Pläne gährten in seinem Kopfe. Elastisch schritt er aus. Draußen drang auf dem Himmel die Sonne gelb und regungslos wie ein großes Katzenauge; die reifige Luft, die weißen Dächer und ausfahrenden Tramways atmeten Lebenslust. Er tastete in seiner Tasche nach dem Rasiermesser, und dachte daran, er werde in fünf Minuten in der Kammer seines Weibes sein und sich dort rasieren. Denn sein Kinn war noch bartüberwuchert. Uebrigens aber kam es ihm nicht einmal für einen Augenblick in den Sinn, daß man ein Rasiermesser auch zu anderem verwenden könnte als zum Rasieren.

Einzig autorisierte Übertragung aus dem Magyarischen von Stefan I. Klein.

Der Sturm
Ständige Ausstellungen
in Berlin und Genf
Berlin W Potsdamer Straße 134 a

Dreiunddreissigste Ausstellung
Graphik
Paul Klee / Fritz Baumann / Campendonk / Franz Marc / Felix Müller / Oswald Herzog

Vierunddreissigste Ausstellung
Eröffnung am 5. September in neuausgebauten Räumen

Franz Marc
Gemälde
Geöffnet täglich von 10—6 Uhr / Sonntags von 11—2 Uhr
Eintritt 1 Mark / Jahreskarte 6 Mark
Monatlicher Wechsel

Sturmausstellungen im Ausland
September 1915
Stockholm: Franz Marc
Genf: Geschlossen

Verlag Der Sturm
Berlin W 9 Potsdamer Straße 134 a
Fernruf Amt Lützow 4443

Halbmonatsschrift Der Sturm
Erscheint am ersten und fünfzehnten jedes Monats

Dauerbezug
Gewöhnliche Ausgabe Für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 6 Mark / Ein Halbjahr 3 Mark / Ein Vierteljahr 1 Mark 50 / Einzelheft 40 Pfennig / Für das Ausland bei direkter Zustellung durch die Post: Ein Jahr 9 francs / Ein Halbjahr 4 francs 50 centimes / Ein Vierteljahr 3 francs Einzelheft 50 centimes / Probenummer umsonst
Sonderausgabe: Ungebrochene Exemplare auf holzfreiem Papier, Versendung in Rollen direkt durch die Post für Deutschland und Oesterreich-Ungarn: Ein Jahr 12 Mark / Ein Halbjahr 6 Mark / Für das Ausland: Ein Jahr 18 francs / Ein Halbjahr 9 francs / Von dieser Ausgabe werden Vierteljahrsbezüge, Einzelnummern und Probenummern nicht abgegeben
Der Sturm: Erster Jahrgang, Nummer 1—56: 25 Mark / Zweiter Jahrgang, Nummer 57—104: 10 Mark / Dritter Jahrgang, Nummer 105—152/153: 20 Mark / Vierter Jahrgang 154—203: 10 Mark / Fünfter Jahrgang: 6 Mark
Die Zeitschrift Der Sturm ist durch alle Buch- und Kunsthandlungen, durch die Post, sowie direkt durch den Verlag Der Sturm, Berlin W 9, zu beziehen / Zum Einzelverkauf liegt Der Sturm in allen Bahnhofshandlungen, Kiosken u. Straßenständen auf Falls direkte Zustellung durch den Verlag Der Sturm unter Streifband oder in Rolle gewünscht wird, bitten wir den Betrag für den Dauerbezug bei der Bestellung oder bei Beginn des neuen Vierteljahres bis zum fünften des ersten Monats einzusenden / Andernfalls nehmen wir an, daß Einziehung des Betrages durch Nachnahme unter Berechnung des Nachnahmeportos gewünscht wird

Mappen und Alben / Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Zwanzig Blatt Zeichnungen / Strichätzung / Auf Kaiserlich Japan-Papier in **Luxus-Mappe 25 Mark / Auf Costa-Karton in einfacherer Mappe 12 Mark**
Kandinsky 1901—1913 / Monographie mit sechzig ganzseitigen Abbildungen und Text von Kandinsky / 10 Mark
Heemskerck-Mappe: Sechs handgedruckte und einzeln signierte Originalholzschnitte / Auflage 30 Mappen / Mappe 6—30 je einhundert Mark

Bücher aus dem Verlag Der Sturm
Hermann Essig: Der Frauenmut / Lustspiel / Überteufel / Tragödie / Ihr stilles Glück —! / Drama / Ein Taubenschlag / Lustspiel aus dem Leben einer Dienstherrschaft / Napoleons Aufstieg / Tragödie / Jedes Werk 2 Mark

Paul Leppin: Daniel Jesus / Roman / 2 Mark
Paul Scheerbart: Glasarchitektur / in einhundertundelf Kapiteln / Zwei Mark / Luxusausgabe in zwanzig numerierten und signierten Exemplaren auf Van Gelder Bütten, Decke und Vorsatzpapier von Anna Scheerbart fünfundzwanzig Mark
August Stramm: Du / Liebesgedichte / Gebunden 3 Mark

Sturm-Bücher I: August Stramm: Sancta Susanna / 50 Pfennig / **II: August Stramm:** Rudimentär / 50 Pfennig / **III: Mynona:** Für Hunde und andere Menschen / 50 Pfennig / **IV: August Stramm:** Die Haidebraut / 50 Pfennig / **V: August Stramm:** Erwachen / **VI: Aage von Kohl:** Die Hängematte des Riugé / **VII: Adolf Behne:** Zur neuen Kunst / 50 Pfennig / **VIII: August Stramm:** Kräfte / 50 Pfennig / **IX: Aage von Kohl:** Die rote Sonne / 50 Pfennig / **X: Aage von Kohl:** Der tierische Augenblick / 50 Pfennig

Musik aus dem Verlag Der Sturm
Herwarth Walden: Dafnislieder / Zu Gedichten von Arno Holz / Für Gesang und Klavier / 3 Mark / 50 Seiten / Nummer 1 einzeln: Er hört mit ihr den Gukguk schreyn / 50 Pfennig
Der Sturm / Heeresmarsch / Für Klavier / 50 Pfennig

Künstlerpostkarten / Verlag Der Sturm
Das Exemplar 20 Pfennig
Futuristen: Umberto Boccioni: Das Lachen / Luigi Russolo: Erinnerung einer Nacht / Zug in voller Fahrt / Gino Severini: Die Modistin / Ruhelose Tänzerin / Pan-Pan Tanz / Umberto Boccioni: Abschied / **Kandinsky:** Komposition 6
Franz Marc: Affenfries / Tierschicksale
Oskar Kokoschka: Utinam delectet
Robert Delaunay: La Tour
Jacoba van Heemskerck: Bild 2 / Bild 15
August Macke: Spaziergang
Sigrid Hjertén-Grünewald: Kinder
Karten von Macke / Münter / Marc Chagall (4) / Klee / Léger / Jawlensky / Werefkin / Gleizes / Archipenko / usw
Erschienen bisher 36 verschiedene Karten

Illustrierte Sturm-Austellungskataloge
Der Blaue Reiter / Severini / Archipenko / Skupina / Je 50 Pfennig / Die Futuristen 60 Pfennig / Otakar Kubin / Marc Chagall / Kandinsky / je 50 Pfennig
Erster Deutscher Herbstsalon / Mit fünfzig Abbildungen in Kupfertiefdruck / 2 Mark

Kunstdrucke aus dem Verlag Der Sturm
Oskar Kokoschka: Plakat für die Zeitschrift Der Sturm / Originallithographie / Das Exemplar 3 Mark
Oskar Kokoschka: Sonderdrucke der Menschenköpfe auf Japan- und Büttenpapier: 1 / Adolf Loos / 2 Herwarth Walden / 3 Karl Kraus / 4 Richard Dehmel / 5 Paul Scheerbart / 6 Yvette Guilbert / Das Exemplar 5 Mark

Gemälde / Aquarelle / Zeichnungen / Handdrucke / Plastiken
sind von folgenden Künstlern im Sturm ständig vorhanden:
Kandinsky / Franz Marc / Archipenko / Oskar Kokoschka / August Macke / Paul Klee / Carl Mense / Campendonk / Gabriele Münter / Jawlensky / Marianne von Werefkin / Albert Bloch / Hans Arp / Picasso / Albert Gleizes / Jean Metzinger / Marc Chagall / Fernand Leger / Jacoba van Heemskerck / Otakar Kubin / Emil Filla / Vincenc Benes / Otto Gutfreund / Boccioni / Severini / Carra / Russolo / Francis Picabia / Schmidt-Rottluff / Fritz Baumann / Max Pechstein

Verein für Kunst
Leitung Herwarth Walden / Zwölftes Jahr / Jahresbeitrag 20 Mark / Rechte der Mitglieder: Freier Bezug der Zeitschrift der Sturm / Freier Besuch aller Sturmausstellungen / Jedes Jahr frei eine Sturmpublikation

Das zwölfte Jahr begann am 1. April 1915 / Die **Sturmpublikation, die die Mitglieder des Vereins für Kunst im Jahr 1915/16 frei erhalten, ist: Heemskerck handgedruckter und signierter Holzschnitt auf Kaiserlich Japan-Papier**

Zeitschriften
Umelecky Mesicnik / Monatsschrift für neue und alte Kunst / Administration Prag I 5 Veleslavinova
Poet-Lore Begründet 1890 / Eine Zweimonatsschrift, gewidmet der Dichtung und dem Drama der Gegenwart in allen Ländern / Probeheft gegen Einsendung von 6 Mark 50 Pfennig / Jahresbezug 21 Mark / Verlag Richard G. Badger / Boston / Mass / USA 194 Boylston Street

---

Anzeigen
Es werden nur Anzeigen tatsächlichen Inhalts fortlaufend gesetzt aufgenommen. Hervorhebung von Worten ist nur durch Sperrdruck, von Namen nur durch halbfette Schrift, gestattet. Die dreigespaltene Zeile 60 Pfennig.

Die Zurückweisung von Anzeigen behält sich der Verlag Der Sturm ohne Angabe der Gründe vor

---

Soeben erschienen: Aage von Kohl: Die rote Sonne / Sturmbuch IX / 50 Pfennig
Soeben erschienen: Aage von Kohl: Der tierische Augenblick / Sturmbuch X / 50 Pfennig
Felix Müller / Dresden: Handgedruckte Holzschnitte und Originallithos / Zu beziehen durch den Verlag Der Sturm Berlin W 9
Umberto Boccioni: Pittura Scultura futuriste / Dinamismo plastico / 500 pagine / riproduzioni quadri e sculture / Edizioni futuriste di Poesia / Milano / Con ritratto dell'autore / **Preis M 3,50 / Zu beziehen** durch den Verlag Der Sturm / Berlin W 9
Anna Scheerbart / Handgefertigte farbige Vorsatz- und Deckelpapiere für Büchereinbände / **Muster** im Sturm (Ausstellungskasse), wo auch **Bestellungen** entgegengenommen werden / Deckel- und Vorsatzpapier Format 42 × 35 **Mark 4**

Notiz
Während des Krieges erscheint „Der Sturm" nur einmal monatlich als Doppelnummer. Die September-Doppelnummer erscheint am fünfzehnten September

Verlag Der Sturm

Verantwortlich für den gesamten Inhalt und Verlag:
F. Harnisch / Berlin W 35
Druck Carl Hause / Berlin SO 26